

im Fachbereich angewandte Humanwissenschaften –
Rehabilitationspsychologie der Hochschule Magdeburg-Stendal

Eine Sicht der Kritischen Psychologie auf Arbeitslosigkeit als psychische Deprivation

Zur Erlangung des akademischen Grades
Bachelor of Science (B.Sc.)

vorgelegt von

Tilman Wendelin J. Alder

(Matrikelnummer: 20151183)

Erstbetreuer: Dr. Michael Zander
Zweitbetreuerin: Prof. Dr. Nicola Wolf-Kühn
Abgabe: Oktober 2017

Zusammenfassung

Die wohl prominenteste Theorie in der psychologischen Arbeitslosenforschung ist die der psychischen Deprivation von Marie Jahoda. Diese beschreibt nicht nur die Wirkung, sondern erklärt die Bedeutung von Erwerbsarbeit sowie Erwerbslosigkeit für Menschen. Dem wird die Kritische Psychologie entgegengehalten, die sich ein Bild vom Menschen gemacht hat, welcher nicht einfach auf Situationen reagiert, sondern sich bewusst und immer begründet dazu verhalten kann – in jeglicher Situation. Die von Jahoda beschriebenen Funktionen der Erwerbsarbeit finden in der Kritischen Psychologie kaum Entsprechungen und könnten als sich auf der Erscheinungsebene befindend ausgewiesen werden. Eine Kritik und Reinterpretation von der Theorie Jahodas mit dem Begriffswerkzeug der Kritischen Psychologie konnte zeigen, dass nicht der Wegfall der latenten Funktionen das Leid oder Verhalten der Menschen bestimmt, sondern dass die real erlebten Handlungsbehinderungen in der Situation ohne Erwerb und ohne Gestaltungsmöglichkeiten menschliches Elend bedeuten.

Schlüsselwörter: Kritische Psychologie, Handlungsfähigkeit, Begründungsdiskurs, Erwerbstätigkeit, Gesellschaft, Arbeitslosigkeit, Arbeit, Bedingungen, Handlungsmöglichkeiten, Gründe, Bedürfnisse

Abstract

The most prominent theory in psychological unemployment research is the psychological deprivation theory from Marie Jahoda. This describes not only the effect of unemployment, but also explains the meaning of employment for people. Critical Psychology is opposed to this. It has a concept of human-beeing. Humans not simply react to situations, but act consciously and reasonably, so humans act in a reasoned manner whether working happily or beeing apathetically. The functions of labor, as described by Jahoda, are hardly found in Critical Psychology, and can be shown as unscientific – on the plane of phenomena. A criticism and reinterpretation of the theory of Jahoda with the conceptual tools of Critical Psychology could show, that the lack of the latent-psychological functions of labour are not the actual cause for suffer and behaviours of unemployed people; the real experienced restrictions to act without earning and without the scopes for design implies human misery.

Keywords: Critical Psychology, actionability/ capacity to act, (un-) employment, reason-discourse, society, labour, conditions, possible course of action und hindrance of action, reasonablity, needs

Gliederung:

Danksagung……………………………………………………………………………………….5

1. Einleitung……………………………………………………………………………………6
 1.1. Gesundheitliche Bedeutung von Arbeitslosigkeit………………………………….8
 1.2. Begriff: Arbeits-los…………………………………………………………………9
 1.3. Vorgehensweise……………………………………………………………………11

2. Wie werden Folgen von Arbeitslosigkeit in der psychischen Deprivationtheorie erklärt?………12
 2.1. Marienthal-Studie…………………………………………………………………13
 2.2. Theorie der psychischen Deprivation……………………………………………..14
  2.2.1. Funktionen der Erwerbsarbeit……………………………………………15
  2.2.2. Exkurs zur Aktualität……………………………………………………..18
  2.2.3. Bedürfnisse hinter den Funktionen……………………………………….19
   2.2.3.1. Typische Reaktionsformen………………………………………23

3. Die Theorie der Kritischen Psychologie………………………………………………….24
 3.1. Kritische Psychologie zum Thema Arbeitslosigkeit………………………………24
 3.2. Begriffswerkzeug der Kritischen Psychologie…………………………………….30
  3.2.1. Subjektstandpunkt………………………………………………………...30
  3.2.2. Begründungsdiskurs………………………………………………………31
   3.2.2.1. Prämissen………………………………………………………...32
   3.2.2.2. Handlungsfähigkeit………………………………………………35
   3.2.2.3. Gesellschaft……………………………………………………...38
  3.2.3. Bedingungen……………………………………………………………...41
  3.2.4. Lebensführung……………………………………………………………42

4. (Wie) Lässt sich psychische Deprivation Kritisch-psychologisch reinterpretieren?……………..43
 4.1. Bedürfnisse & Zwang vs. begründete Handlungsfähigkeit………………………..43
  4.1.1. Bedürfnisse bei Jahoda vs. Konzept der Handlungsfähigkeit…………….44
  4.1.2. Sind Bedürfnisse nur durch Zwang zu befriedigen?……………………...45
 4.2. Forschungsdesign im Modus Bedingtheitsdiskurs oder Begründungsdiskurs…….46
 4.3. Über-individuelle Ziele vs. Prämissen, Handlungsfähigkeit und Position………...47
 4.4. Zeitstruktur & regelmäßige Tätigkeit vs. Zyklizität & Routinisierung……………50
 4.5. Manifeste Funktion – Verlust der Verfügung und Handlungsfähigkeit……………52

5. Diskussion……………………………………………………………………………………..53

6. Literaturverzeichnis…………………………………………………………………………59

7. Abbildungsverzeichnis……………………………………………………………………...62

Danksagung

Ich möchte meinen Eltern danken für ihre finanzielle Unterstützung und außerdem speziell meiner Mutter, Brigitta Alder, für das Korrekturlesen. Auch möchte ich meinem Freund Simon Sutterlütti für den inspirierenden Austausch und ebenfalls für das Korrekturlesen danken. Darüber hinaus danke ich Vanessa Rieker, die über all die Zeit an meiner Seite ist. Auch danke ich meinem Betreuer, Michael Zander, der mir viel konstruktiven Raum gab, um mein Thema zu finden und dieses zu strukturieren. Meiner Zweitbetreuerin, Nicola Wolf-Kühn, bei der ich in der Anfangsphase ein Kolloquium besuchte, danke ich ebenfalls.

1. EINLEITUNG

„Ich bin seit 1 1/2 Jahren arbeitslos und habe mich in dieser Zeit auf ca. 20 Stellen erfolglos beworben. Ich kann seit einiger Zeit nicht mehr richtig schlafen und es geht mir schlecht. Der Arzt hat aber nichts gefunden. Ich schaffe nicht die Sachen, die ich mir vornehme, vor allem die Bewerbungen, aber auch das Aufstehen und den Haushalt nicht. Ich mache mir Vorwürfe, daß ich zu faul bin, aber das hilft nichts. Ich verstehe mich selbst nicht mehr. Dabei habe ich doch eigentlich so viel Zeit. Jetzt hat mir das Arbeitsamt eine Umschulung vorgeschlagen, die ich aber nicht so gut finde, ich weiß auch gar nicht, ob ich das noch schaffe. Ich weiß nicht mehr, was ich machen soll! Mit meinen FreundInnen mag ich mich auch nicht mehr so gern treffen, weil ich gar nichts mehr zu erzählen habe und es peinlich finde, wenn ich von Ihnen eingeladen werde, weil ich so wenig Geld habe und oft den ganzen Abend mit einem Bier auszukommen versuche."

Heike Frederking (1995)

„Jeder muß von seiner Arbeit leben können, heißt der aufgestellte Grundsatz. Das Lebenkönnen ist sonach durch die Arbeit bedingt (…)."

Johann Gottlieb Fichte (1797)

„Daß die Arbeit aber selbst nicht nur unter den jetzigen Bedingungen, sondern insofern überhaupt ihr Zweck die bloße Vergrößerung des Reichtums ist, ich sage, daß die Arbeit selbst schädlich, unheilvoll ist, das folgt, ohne daß der Nationalökonom (Adam Smith) es weiß, aus seinen eigenen Entwicklungen."

Karl Marx (1844)

Die berühmte Theorie der psychischen Deprivation erklärt wie Arbeitslosigkeit wirkt: Der Erwerbsarbeit werden bedürfnisbefriedigende Funktionen zugesprochen, welche bei Arbeitslosigkeit ausbleiben. Wie lässt sich diese Theorie mit der Kritischen Psychologie reinterpretieren: Wenn nicht *auf* Menschen geschaut wird, sondern aus der Perspektive der jeweils handelnden Person, wie sie diese Situation der Erwerbslosigkeit *erfährt*?

In der vorliegenden Bachelorarbeit befasse ich mich mit dem Thema Arbeitslosigkeit. Ich werde mir aus der Sicht der Kritischen Psychologie die psychische Deprivation bei Arbeitslosigkeit ansehen. Es wird die Theorie der psychischen Deprivation von Marie Jahoda dargestellt und anschließend die der Kritischen Psychologie, vorwiegend von Klaus Holzkamp. Danach möchte ich einige Begriffe bzw. Vorannahmen der psychischen Deprivationstheorie mit der Kritischen Psychologie beleuchten, kritisieren bzw. reinterpretieren.

Die Entscheidung für und Fokussierung auf dieses Thema fiel mir nicht leicht: Arbeit, als zentraler Bestandteil des täglichen Lebens vieler Menschen, ist nicht nur Thema für die Psychologie, sondern interdisziplinär zu finden (in der VWL, BWL, Philosophie, Soziologie, Anthropologie, Geschichte, etc.). Auf meiner Recherche durch die (Fach-)Literatur und das Internet bin ich immer wieder auf die Forscherin Marie Jahoda gestoßen, wenn es um psychologische Arbeitslosenforschung ging – so oft schließlich, dass ich sie mir genauer ansehen wollte. Jahoda ist zwar vor allem für die Marienthal-Studie (1975) berühmt, aber auch in den Folgejahren ließ sie das Thema nicht mehr los. Von anderen psychologischen Arbeitslosenforschern, wie von Benedikt Rogge (2009), wird sie so verstanden, dass sie Arbeit als „Allheilmittel“ beschreibt. Dieser puritanischen Ideologie, wie bspw. „jeder Job ist besser als keiner“ (Bill Clinton, 1998), möchte ich bei Jahoda nachgehen. Welchen Stellenwert gibt sie der Arbeit? Welche psychologischen Folgen beschreibt sie aufgrund von Arbeitslosigkeit und wie erklärt sie diese?

Aufgrund aktueller gesellschaftlicher Entwicklungen und öffentlicher Diskussionen (wie bspw. um das bedingungslose Grundeinkommen, um commons-basierter Peer-Produktion oder Share-Economy-Versuchen sowie Automatisierungsprozesse und politische Debatten um Erhalt oder Abwanderung von Arbeitsplätzen und damit assoziiertem Leid auf der Erde) bin ich skeptisch gegenüber einer zu positiven Ansicht von Erwerbsarbeit und einem Wunsch nach Vollbeschäftigung; überhaupt gegenüber einer Notwendigkeit des Geldverdienens zum Leben. Diese Aspekte haben mich veranlasst, die Theorie von Marie Jahoda zu Erwerbstätigkeit bzw. psychischer Deprivation bei Arbeitslosigkeit kritisch zu würdigen. Fryer (2001) schrieb im Gedenken an Jahoda: „Alle die in der Arbeitslosigkeitsforschung arbeiten, selbst jene, die mit dem, was sie schrieb, nicht übereinstimmen, stehen für immer in ihrer Schuld“ (440).

Den Erklärungen Jahodas gebe ich besonders viel Raum in dieser Arbeit, denn diese möchte ich durchdringen. Daraufhin beschäftige ich mich mit der Kritischen Psychologie, inwiefern sie sich bis dato dem Thema Arbeitslosigkeit gewidmet hat, bevor ich Generelles der Kritischen Psychologie ausführlich beschreibe, um es im letzten Teil auf Jahoda zu beziehen. Die Kritische Psychologie habe ich hierfür gewählt, weil sie einen gesellschaftstheoretischen Bezug und Allgemeinbestimmungen über Menschen, ihr Handeln und ihrer Gesellschaft – auch spezifisch in kapitalistischer Vergesellschaftung – herausgearbeitet hat. Weiterhin wird mit der Kritischen Psychologie nicht *auf Menschen*, sondern aus der jeweiligen Perspektive der Menschen *auf die Welt* geschaut – wie diese erfahren wird (bei gesamtgesellschaftlicher Vermitteltheit dieser subjektiven Erfahrungen).

In den folgenden Absätzen wird zum Thema hingeführt, um das Problem zu verdeutlichen und zu umreißen. Dafür versuche ich die gesundheitliche Relevanz des Themas Arbeitslosigkeit anzudeuten sowie den Begriff der Arbeitslosigkeit zu greifen[1]. Anschließend folgt meine Methodik.

1.1. Gesundheitliche Bedeutung von Arbeitslosigkeit

Ergebnisse zahlreicher Studien zeigen, dass Arbeitslose im Vergleich zu Erwerbstätigen einen schlechteren Gesundheitszustand haben. Menschen werden nicht nur arbeitslos, weil sie krank sind, sondern tendenziell eher andersherum: Erwerbslosigkeit selbst erweist sich als eine bedeutsame Quelle psychischer Beeinträchtigungen (Mohr, 2011: 16). Vorwiegend bestehen diese in „sozialem Rückzug, Resignation, Depressivität und Zukunftsängsten (Mühlpfordt, Mohr & Richter, 2011: 9).

Der Fachbeirat zum Sächsischen Gesundheitsziel »Gesundheitsförderung bei Arbeitslosen«[2] fasst daher Leitsätze aus aktuellen Forschungsergebnissen zusammen, von denen ich einige wiedergebe. Es konnte bestätigt werden, dass andauernde Arbeitslosigkeit krank macht (Mohr, 2011: 16f). Eine psychische Erkrankung (wie Depression, Ängste oder schlechtes Selbstwertgefühl) bedeutet den Verlust gerade der Fähigkeit, die für den Wiedereinstieg ins Arbeitsleben benötigt: Aktivität, Angstfreiheit, Selbstvertrauen (ebd.). Auch wird herausgestellt, dass die Reduzierung finanzieller Mittel falsch ist (Mohr, 2011: 18): Sie stelle in jeglicher Lebenslage eine besondere Stresssituation dar (Kontrollverlust, Gratifikationskrise und Überforderung) (ebd.). Weil der Wiedereinstieg ins Erwerbsleben v.a. über das Netzwerk von Bekannten und Freunden geschehe, gehe dies nur, wenn durch genügend Geld die Mobilität und Teilhabe am sozialen Leben abgesichert sind (ebd.). Darüber hinaus ist die Stigmatisierung bzw. Diskriminierung Arbeitsloser widersinnig, weil dies eher zum Rückzug oder zur Verheimlichung des Arbeitslosenstatus führt, was wiederum die Wiedervermittlung über das soziale Netz verhindert (ebd.: 27f)[3]. Die Forderungen an Arbeitslose sich kontinuierlich zu bewerben und dabei optimistisch zu bleiben, trotz geringer Erfolgschancen (Stichwort: Selbstwirksamkeit), sowie Abstriche der Arbeitsplatzqualität hinzunehmen (Konzessionsbereitschaft), erwiesen sich alle als kontra-wirksam (ebd. 21f). Es konnte gezeigt werden, dass die Vermittlung in schlechtere Arbeitsverhältnisse (Konzessionsbereitschaft und Ausweitung des Niedriglohnsektors) keine Verbesserung der psychischen Gesundheit bewirkt (Mohr, 2011: 24); d.h. Zwangsmaßnahmen sind kontraproduktiv. Allein schon die Unsicherheit um den Arbeitsplatz (Prekarisierung) schwächt das Immunsystem

1 Auf einen ausführlichen geschichtlichen Rückblick der Erwerbsarbeit musste ich dabei aus Platzgründen verzichten sowie auf das Zustandekommen aktueller Arbeitslosenzahl(en).

2 Diesem gehören an und wirkten an der Verfassung mit: Universität Leipzig, Hochschule für Technik, Wirtschaft und Kultur Leipzig, TU Dresden, Universitätsklinikum Carl Gustav Carus Dresden, sowie Universitätsklinikum Leipzig.

3 Dies wird mit dem Rosenthal-Effekt begründet, wonach eine positive Leistungserwartung von anderen an je mich, sich auf die je eigene Leistung auswirkt (ebd. 28).

und die psychische Gesundheit (Mohr, 2011: 26). Dies ist im Zusammenhang mit dem Fakt bedeutsam, dass in Deutschland jede vierte arbeitnehmende Person im Niedriglohnsektor beschäftigt ist (Ernst, 2017).

Ein weiterer Überblick zum Forschungsstand aus dem Jahre 2015 und zu aktuellen Daten aus den Studien GEDA 2010 und GEDA 2012 des Robert-Koch-Instituts zeigen, dass „Arbeitslose im Vergleich zu Erwerbstätigen ihren subjektiven Gesundheitszustand deutlich schlechter einschätzen und häufiger unter ärztlich diagnostizierten Depressionen leiden" (230). Dies liegt u.a. daran, dass Arbeitslosigkeit mit einem geringen Selbstwertgefühl (vor allem bei hoher Berufsorientierung) einhergeht und zu eingeschränkter Partizipationsmöglichkeit, dem Verlust fester Tages- und Zeitstrukturen sowie zum Verlust von an den Arbeitsplatz gebundenen Kontakten zu Kolleginnen und Kollegen führt (ebd.: 228). (Gerade die letzten Punkte zur Erklärung der gesundheitlichen »Wirkung«, werden im folgenden zweiten Teil zur Theorie Jahodas wieder zu erkennen sein.)

1.2. Begriff: Arbeits-los

Der Begriff *Arbeitslosigkeit* soll trotz aller Knappheit klarer gefasst werden. Die Bedeutung lässt sich zunächst aus dem Wort entnehmen: Es fehlt Arbeit. Von daher möchte ich zuerst die Frage beantworten, was *Arbeit* ist, von welcher ex negativo die Rede ist. Hierfür liefert Karl Marx einige nützliche Ansichten und Definitionen; eine lautet:

> Die Arbeit ist zunächst ein Prozeß zwischen Mensch und Natur, ein Prozeß, worin der Mensch seinen Stoffwechsel mit der Natur durch seine eigne Tat vermittelt, regelt und kontrolliert. Er tritt dem Naturstoff selbst als Naturmacht gegenüber. Die seiner Leiblichkeit angehörigen Naturkräfte, Arme und Beine, Kopf und Hand, setzt er in Bewegung, um sich den Naturstoff in einer für sein eignes Leben brauchbaren Form anzueignen. Indem er durch diese Bewegung auf die Natur außer ihm wirkt und sie verändert, verändert er zugleich seine eigne Natur. (Marx, 1975: 192)

Dies ist allgemein und über-historisch, also historisch nicht spezifisch. Spezifisch hingegen ist die Definition aus dem Wirschaftspsychologie-Lehrbuch (Blickle, 2015): Arbeit meint hier *Erwerbsarbeit* (und auch Beruf). Sie ist ein Beschäftigungsverhältnis, welches dem Einkommenserwerb dient; dieses befähigt zu „Schaffung, Erhaltung und Weiterentwicklung der Lebensgrundlagen für den Berufstätigen und gegebenenfalls seine[r] Familie" (Blickle, 2015: 247). Das Einkommen, schreibt Blickle (2015), sei „so bemessen, dass die berufstätige Person damit ihren Lebensunterhalt und gegebenenfalls den ihrer Familie bestreiten und die Ausbildung der Kinder finanzieren kann" (ebd.). Sie bedarf und verleiht Qualifikationen und sichert für Krankheit

und Alter ab. Darüber hinaus dient Frauen, wie der Autor Blickle (2015) betont, „der Beruf häufig auch zur Sicherung der wirtschaftlichen Unabhängigkeit vom Ehe- oder Lebenspartner“ (247). Gleichzeitig verleiht die Erwerbsarbeit der Person einen sozialen Status (ebd.).

Um nun als *arbeitslos* zu gelten, reicht es nicht aus *keine* Arbeit (im eben beschriebenen spezifischen Sinne) zu besitzen. Dies stellt nur *ein* Kriterium dar. Das zweite Kriterium besagt, dass die Person einem „potenziellen Arbeitgeber *verfügbar* sein“ (ebd.: 265, Hervorhebung TWA) muss, was bedeutet, nicht aus juristischen oder gesundheitlichen Gründen verhindert zu sein (z.B. wegen Alters, Nationalität, bestimmter Erkrankungen, etc.) (ebd.). Das dritte Kriterium besagt, dass die Person aktiv *auf der Suche* nach Arbeit sein muss (d.h. sich bei der Agentur für Arbeit oder beim Jobcenter *persönlich* zu melden hat) (ebd.)[4].

Wichtig für das Verständnis von Arbeitslosigkeit ist die Verknappung von Arbeitsplätzen, nicht von Arbeit, erklärt Clemens Sedmak (2009). Der Professor für Theologe und Philosophie in Salzburg leitet von einer Analogie mit Hungersnot zwei Lektionen für Arbeitslosigkeit ab: Erstens bedeutet eine Hungersnot nicht eine Verknappung von Nahrungsmittel, sondern eine Verknappung des *Zugangs* zu Nahrungsmitteln (142). So gibt es auch bei Arbeitslosigkeit nicht weniger Arbeit, sondern die gesellschaftlich bereitgestellten Arbeitsplätze sind rar (ebd.). Es ist also keine Natürlichkeit, dass es ein geringes Stellenangebot gibt, sondern das ist gesellschaftlich gemacht (Sedmak, 2009) bzw. in der gesellschaftlichen Zielkonstellation, der Verwertung des Kapitals, begründet. Die zweite Lektion in Analogie zur Hungersnot besteht laut Sedmak (2009) darin: so wie nicht gilt „hier ein hungriger Mensch, dort ein Stück Schweinefleisch“ (145), so gilt auch nicht „hier ein Arbeitsloser, dort ein Arbeitsplatz“ (ebd.), weil es „subtile soziale Gesetze“ (142), „soziale Regelwerke“ (145) gibt. Das liegt zum einen an den jeweils eigenen Bedürfnissen und Fähigkeiten, wie und wo ich an der gesellschaftlichen Vorsorge (Re-/Produktion) teilhaben möchte und zum anderen an dem mit der Aufgabe verbundenen Einfluss, der Macht oder Verfügungsmöglichkeit – sprich: Status; also an der sozialen Bewertung dieser Tätigkeit (ebd.).

> Ein Gemeinwesen belegt jene Bereiche mit Arbeitsplätzen, die relevant erscheinen bzw. gerechtfertigt werden können. Es sagt viel über ein Gemeinwesen aus, welche Tätigkeiten in Form von Arbeitsplätzen zur Verfügung stehen oder gefördert werden – und welche Personengruppen zu jenen »Risikogruppen« zu zählen sind, für die keine Arbeitsplätze zur Verfügung stehen (gestellt werden). (Sedmak, 2009: 145)

---

4 Diese Definition deckt sich mit der Definition im Sozialgesetzbuch (§ 16 SGB III) und in Gablers Wirtschaftslexikon: Arbeitslose sind Personen, die vorübergehend nicht in einem Beschäftigungsverhältnis stehen (welches 15 Stunden oder mehr umfasst), eine solche versicherungspflichtige Beschäftigung suchen, dabei den Vermittlungsbemühungen der Agentur für Arbeit zur Verfügung stehen und sich bei der Agentur für Arbeit arbeitslos gemeldet haben (Schmidt, K. & Becker, J. (n.d.); vgl. ebenfalls Arbeitslose und Abeitslosenquote, 2017).

Des weiteren geht mit der Arbeitslosigkeit eine systematische Degradierung zu einem geringeren sozialen Status einher „und da sozialer Status in erster Linie durch Mechanismen von Vergleich und Schichtung entsteht, hat eine an den Rand gedrängte Gruppe eine wichtige Funktion in dieser Verteilung von ›Ehre‹ und ›Anerkennung‹" (155). Jedoch ist ein Leben in Arbeitslosigkeit bzw. mit staatlicher Sozialhilfe *einschränkend* und muss es auch sein: Denn „wohlfahrtsstaatlich kann es nicht gerechtfertigt werden, Arbeitslosigkeit als eine auf Dauer angelegte lebenswerte Lebenslage zu konstruieren" (Sedmak, 2009: 156f). Nicht nur Sedmak (2009) spricht daher von einer strukturellen Erniedrigung, sogar vom Untergraben der Würde des Menschen, daher von etwas Tragischem, von einer Sozialpathologie.

1.3. Vorgehensweise

Ich werde anhand zwei Theorien arbeiten, welche ich vorerst jeweils ausführlich darstelle um letztlich die eine mit der anderen zu reinterpretieren. Zuerst wird eine Studie dargestellt, auf welcher die erste darzustellende Theorie fußt: Die Marienthal-Studie wurde im Jahre 1930 von Jahoda, Lazarsfeld & Zeisel (1975) durchgeführt und gehört zu den bahnbrechenden Studien der psychologischen Arbeitslosigkeitsforschung (Wacker, 2001). Anschließend wird die Theorie zur Wirkung von Arbeitslosigkeit dargestellt: die psychische Deprivation von Jahoda (1983), welche ich aus ihrem Buch: *Wie viel Arbeit braucht der Mensch? Arbeit und Arbeitslosigkeit im 20. Jahrhundert*, bevorzugt darstellen werde. Die zweite darzustellende Theorie ist die der Kritischen Psychologie – vorwiegend aus Klaus Holzkamps (1983) *Grundlegung der Psychologie* – und Schriften der Kritischen Psychologie zum Thema Arbeitslosigkeit: zum einen von Klaus Holkamp (1986) *»Wirkung« oder Erfahrung der Arbeitslosigkeit – Widersprüche und Perspektiven psychologischer Arbeitslosenforschung* und zum anderen der Text *Arbeitslosigkeit – ein „psychologisches" Thema?* von Schumak & Schultz (2001).

Die Kritische Psychologie bzw. eine marxistische Subjektwissenschaft hat den Anspruch mit ihren Begriffen zu ermöglichen, die Welt, wie sie das Individuum erfährt, aufzuschlüsseln und damit zur möglichen Gestaltung der Welt im menschenwürdigen Sinne beizutragen. Psychologie im Mainstream dagegen hat den Anspruch, menschliches Verhalten zu beschreiben und somit vorherzusagen.

Das heißt, der Ansatz Marie Jahodas – die psychische Deprivation bei Arbeitslosigkeit – wird ebenso dargestellt wie anschließend die subjektwissenschaftliche Theorie, um in einem letzten Teil zu versuchen, beides zusammenzubringen, bzw. zu schauen, inwieweit dies möglich ist. In diesem Teil werde ich mich auf wenige zentrale *Vorbegriffe* Jahodas fokussieren, um diese Kritisch-

psychologisch zu prüfen (Kritik und Reinterpretation). Damit bediene ich mich einer Methodik, wie sie Holzkamp (1983) für die *Grundlegung der Kritischen Psychologie* u.a. anwandte:

> Es handelt sich dabei [bei Vorbegriffen] um Gegebenheiten, die bisher schon >irgendwie< als >Gegenstand< psychologischer Betrachtungen oder Analysen (…) vorliegen, von denen wir aber (…) annehmen, daß sie >kategorial< noch unaufgeklärt sind, also in ihren äußeren Bezügen und ihren inneren Zusammenhängen >vermischt< und unexpliziert. (Holzkamp 1983: 50)[5]

Die Vorannahmen bzw. Vorbegriffe Jahodas betreffen ihren Bedürfnisbegriff, ihr Forschungsdesign, die latenten Funktionen: kollektive Ziele, Zeitstruktur und regelmäßiger Beschäftigung sowie die manifeste Funktion. Konzepte und Begriffe der Kritischen Psychologie, wie Subjektstandpunkt, Handlungsfähigkeit, Begründungen, Mensch-Welt-Verhältnis, dienen der letztendlichen Reinterpretation.

Schließlich kann diese Arbeit dazu dienen, mich einer Antwort zur Bedeutung der Arbeit ex negativo näher zubringen.

2. WIE WERDEN FOLGEN VON ARBEITSLOSIGKEIT IN DER PSYCHISCHEN DEPRIVATIONTHEORIE ERKLÄRT?

Jahodas Theorie der psychischen Deprivation, bzw. ihr darin enthaltenes Konzept der latenten psychosozialen Funktionen der Erwerbsarbeit, ist laut Kieselbach & Wacker (2000) das *einzige psychologische* arbeitslosenspezifische Konzept zur Erklärung von Arbeitslosigkeitseffekten. Auch Eberhard Ulich (2001) schreibt in seinem Vorwort zum Buch: Arbeitspsychologie, dass

> Arbeit [zwar] eine Vielzahl unterschiedlicher Tätigkeiten umfasst und sich keinenfalls auf die (…) Erwerbsarbeit beschränkt. In (…) der Arbeitspsychologie stand die Beschäftigung mit der Erwerbsarbeit jedoch bislang eindeutig im Vordergrund. Dies hängt nicht nur damit zusammen, dass die Erwerbsarbeit den Lebensalltag der erwachsenen Menschen weitgehend bestimmte, sondern auch damit, dass ihr wichtige Funktionen zugeschrieben wurden. (Ulich, 2001: 1)

5 Holzkamp (1983) veranschaulicht: „Derartige Vorbegriffe als >erscheinende Oberfläche< in den Begriffen der vorfindliehen Psychologie wären etwa (in bunter Reihenfolge): >Verhalten< , >Erleben< , >Wahrnehmung< , >Lernen< , >Denken<, >Emotionalität< , >Stimulus< , >Response<, >Verstärkung< , >Angst< , >Bedürfnis<, >Motivation< , >Äquilibration< , >kognitive Dissonanz< , >Stimulus-Gradient<, >Verdrängung< , >Übertragung< , >Kontingenz< , >Reaktanz< etc.“ (51).

Diese Funktionen wurden maßgeblich von Marie Jahoda formuliert. Die Theorie der psychischen Deprivation von Marie Jahoda fußt auf der Marienthal-Studie, weshalb die Studie zunächst dargestellt wird.

Beginn und Aufmerksamkeit der psychologischen Arbeitslosenforschung gilt meist verzeichnet der Marienthal-Studie aus dem Jahr 1933 von Jahoda, Larzarus & Zeisel (1975) – auch wenn seelische Gesundheit im Zusammenhang mit Arbeitslosigkeit von einigen zuvor beschrieben wurde (siehe historische Aufarbeitung bei Alios Wacker, 2001). Im Folgendem wird kurz auf die Studie mit dem Phasenmodell mit den vier Haltungstypen und anschließend ausführlich auf die ebenfalls berühmte Theorie der psychischen Deprivation eingegangen.

2.1. Die Marienthal-Studie

In der Gemeinde lebten damals 1.486 Menschen (712 Männer und 774 Frauen; 318 davon sind unter 14 Jahren (Jahoda, Lazarus & Zeisel, 1975: 35)). Das Forschungsteam beschäftigte zwei Hauptfragen: Wie ist die Stellung zur Arbeitslosigkeit (erste Reaktion auf Arbeitslosigkeit, Arbeitssuche, Arbeitsersatz, …) und wie wirkt Arbeitslosigkeit (auf die Psyche, Schulleistungen, Kriminalität, Politik, Religion, Interessen, Beziehungen, …) (30). Die Quellen der Daten sollten möglichst umfangreich erfasst werden; dafür spielten „[d]rei Paare [für ihr] (…) Denken eine besondere Rolle“ (ebd.: 15, Lazarfeld im Vorwort): Das erste Paar sind vorhandene Aufzeichnungen, die im normalen Verlauf des sozialen Lebens entstehen: wie Gerichtsdokumente, Buchhaltungen, Schulstatistiken; zu verbinden mit Aufzeichnungen, die vom Forschungsteam selbst veranlasst wurde: wie Mahlzeitenberichte (auch Schulbrot der Kinder) oder Zeitverwendungsblätter (15f). Das zweite Paar sind objektive Indikatoren, wie Gesundheitsstatisktik oder Gehgeschwindigkeiten, verglichen mit subjektiven Einschätzungen. Aus letzterem gehen die vier Haltungstypen hervor, auf die im nächsten Absatz eingegangen wird. Das dritte Paar umfasst die Herangehensweise „Statistik und einfühlende Beschreibungen von Einzelfällen (…) im Auge zu halten (…)“ (ebd.). Das heißt: „Für die 478 Familien (…) [sowie] für jeden Einwohner Marienthals [ist] (…) ein eigenes Blatt“ (ebd.: 26), ein Katasterblatt, mit jeglichen Informationen angelegt. Es gibt „ausführliche Lebensgeschichten von 32 Männern und 30 Frauen“ (ebd.), sowie Zeitverwendungsbogen, Anzeige und Beschwerden, Schulaufsätze, Preisausschreibungen, Inventare der Mahlzeiten (in 40 Familien), Protokolle (über Weihnachtsgeschenke, Gesprächsthemen, ärztliche Untersuchungen, etc.), statistische Daten, historische Angaben, Bevölkerungsstatistik, ein Tagebuch, einige Haushaltsstatistiken.

In der Studie wird eine lineare Verschlechterung nach dem Verlust des Arbeitsplatzes beschrieben, welche Jahoda, Lazarus & Zeisel, (1975) mit vier Typen (Haltungstypen) kennzeichnet: die Ungebrochenen (bzw. „die Erwerbslosen, deren Moral ungebrochen war“ (Jahoda, 1983: 43)), die Resignierten, die Verzweifelten und die Apathischen (Jahoda, Lazarsfeld & Zeisel, 1975: 64ff). Hier fehlen zwei weitere Typen, die »Energischen« und die »besonders Lebensfähigen«, welche aus dem Dorf Marienthal zur Zeit der Fabrikschließung auswanderten und somit in der untersuchten Population fehlen (siehe Luedtke, 1998: 258, Fussnote). Diese vier Haltungstypen von Familien beschreiben Stadien eines linearen psychischen Abgleitens bei Arbeitslosigkeit, wobei die jeweiligen Begriffe versuchen das beobachtete Hauptcharakteristika zu benennen.

> Die vier Typen standen in engem statistischen Zusammenhang mit der Höhe der Unterstützung oder Sozialhilfe (…). Da (…) die Höhe der Zahlungen mit der Zeit abnahmen, obwohl die Not durch den Verschleiß des Möbiliars und der Kleider (…) größer wurde (…) mußte man (…) eine allmähliche Verschlechterung der psychischen Verfassung voraussagen. (Jahoda, 1983: 43f)

Während bei den Ungebrochenen besonders die Momente „Aufrechterhaltung des Haushalts, Pflege der Kinder, subjektives Wohlbefinden, Pläne und Hoffnungen für die Zukunft, aufrechterhaltene Lebenslust, immer wieder Versuche zur Arbeitsbeschaffung“ (Jahoda. Lazarsfeld & Zeisel, 1973:71) beobachtet werden, so bei den Resignierten: „keine Pläne, keine Beziehung zur Zukunft, keine Hoffnungen, maximale Einschränkung aller Bedürfnisse, die über die Haushaltsführung hinausgehen, dabei aber Aufrechterhaltung des Haushalts, Pflege der Kinder und bei alledem ein Gefühl relativen Wohlbefindens“ (ebd.: 70). Die Verzweifelten werden wie folgt beschrieben: „Depression, Hoffnungslosigkeit, das Gefühl der Vergeblichkeit aller Bemühungen und daher keine Arbeitssuche mehr, keine Versuche zur Verbesserung sowie häufig wiederkehrende Vergleiche mit der besseren Vergangenheit“ (ebd.). Dagegen sind Kriterien für die Apathischen: das „energielose, tatenlose Zusehen. Wohnung und Kinder sind unsauber und ungepflegt, die Stimmung ist nicht verzweifelt, sondern indolent[6]. Es werden keine Pläne gemacht, es besteht keine Hoffnung; die Wirtschaftsführung ist nicht mehr auf Befriedigung der wichtigsten Bedürfnisse gerichtet, sondern unrationell“ (ebd.: 71f). Die Apathischen sind die fortgeschrittenste Kategorie des Abgleitens bei arbeitslosen Menschen – soweit das Phasenmodell mit den vier Haltungstypen (wobei 2 in der untersuchten Population fehlen – s.o.).

2.2. Theorie der psychischen Deprivation

6 Indolent bedeutet laut Duden: geistig träge und gleichgültig; keine Gemütsbewegung erkennen lassend

In der Theorie der psychischen Deprivation von Marie Jahoda (1983) – einer Theorie über die Wirkungen von Arbeitslosigkeit auf psychische Verfassung – werden der Erwerbsarbeit eine manifeste und fünf latente Funktionen zugeschrieben. Die manifeste Funktion ist der Einkommenserwerb, das Geld. Erwerbsarbeit ist „das Mittel, durch das die größte Mehrheit der Menschen ihren Lebensunterhalt *verdient*" (Jahoda 1983: 136; Hervorhebung TWA). Latente bzw. psychosoziale Funktionen sind: Zeitstruktur, soziales Netzwerk, kollektive Unternehmungen/über-individuelle Ziele, Identität & Sozialstatus sowie eine regelmäßige Beschäftigung (1983: 70)[7]. Die latenten Funktionen der Erwerbsarbeit seien ein aufgezwungenes, aber „unbeabsichtigtes Nebenprodukt ihrer Organisationsform" (Johada, 1983: 136). Die Erwerbsarbeit, um es in Jahodas Worten wiederzugeben,

> *zwingt* (…) denjenigen, die daran beteiligt sind, bestimmte Kategorien der Erfahrung auf. Nämlich: Sie gibt dem wach erlebten Tag eine Zeitstruktur; sie erweitert die Bandbreite der sozialen Beziehungen zur Familie und zur unmittelbaren Nachbarschaft hinaus; mittels Arbeitsteilung demonstriert sie, daß die Ziele und Leistungen eines Kollektivs diejenigen des Individuums transzendieren; sie weist einen sozialen Status zu und klärt die persönliche Identität; sie verlangt eine regelmäßige Aktivität. (Jahoda 1983: 136, Hervorhebung TWA)

Die Erwerbsarbeit, als eine „soziale Institution" (ebd.: 70), hat diese aufgeführten Funktionen nur als Nebenprodukt und nicht zum Ziele. Ihr Ziel ist die „Schaffung von Gütern und Dienstleistungen unter dem Hauptaspekt des *Profits*" (ebd.: 70f, Hervorhebung TWA). Die Funktionen der Erwerbsarbeit sind Erfahrungen, welche „unbeabsichtigte (…) [und] zwangsläufige Folge ihrer eigenen Zielsetzungen und Organisation" (ebd.: 71) sind.

Nach der Theorie von Jahoda (1983), der psychischen Deprivation durch Arbeitslosigkeit, resultieren die negativen psychischen bzw. gesundheitlichen Folgen aus dem Verlust eben dieser aufgezwungenen, latenten Funktionen. „Erwerbslose fühlten sich in allen fünf Aspekten psychisch verarmt" (ebd.: 70). Aufgrund ihrer Bedeutung werden im Anschluss die latenten Funktionen einzeln detaillierter beleuchtet. Daran knüpft ein 'Exkurs zur Aktualität' der Jahoda‘schen Funktionen. Darauf folgen noch einige Absätze zum Bedürfnischarakter dieser Funktionen, sowie was geschieht wenn diese Bedürfnisse unbefriedigt bleiben.

2.2.1. FUNKTIONEN DER ERWERBSARBEIT

7 1982 wurde zwar laut Benedikt Rogge (2013: 55) eine sechste latente Funktion zu der sich entwickelnden Theorie ergänzt – nämlich die Kontrolle über die eigene Lebensumstände – jedoch wird sie in dem ein Jahr später veröffentlichten, mir vorliegenden Buch nicht als latente Funktion erwähnt, sondern als menschliches Bedürfnis nur Rechtfertigung der „Humanisierung von Arbeit".

Zeitstruktur: vorab: In dem mir vorliegenden Buch *Wie viel Arbeit braucht der Mensch?* von Jahoda (1983) konnte ich keine eindeutige Unterscheidung der beiden Funktionen Zeitstruktur und regelmäßiger Beschäftigung finden. Sie werden zwar einzeln aufgezählt, aber vermischen sich in der Beschreibung. Deshalb gebe ich sie zwar getrennt, aber anders als Jahodas Reihenfolge, aufeinander folgend wieder.

Menschen in Industriestaaten, so argumentiert Jahoda, sind es ein Leben lang *gewohnt* einen durch *Institutionen* strukturierten Tag zu haben. Erwerbsarbeit „gibt dem wach erlebten Tag eine Zeitstruktur" (Jahoda, 1983: 136). Nicht nur dort, sondern auch bereits in der Schule, wird ihnen der Tag vorstrukturiert. Familie und Schule als Institutionen „ergänzen einander dabei (…) dem jungen Menschen den Wert von Pünktlichkeit und die Notwendigkeit einzuprägen, den Tag mit geplanten Tätigkeiten auszufüllen" (ebd.: 45). Und weiter schreibt Jahoda: „(…) jedermann in einer Industriegesellschaft ist an feste Zeitstrukturen gewöhnt –, aber auch daran, sich über diese zu beklagen" (45).

D.h.: die „wichtigste unter den anderen Konsequenzen ist die aufgezwungene Zerstörung einer gewohnten Zeitstruktur des wach erlebten Tages, sobald die Erwerbslosigkeit plötzlich einsetzt" (Jahoda, 1983: 45).

Es gab Ausnahmen: Personen, die es schafften die frei gewordene Zeit anderweitig sinnvoll zu nutzen; so seien „einige Funktionäre von politischen Parteien" (1983: 47) entstanden. Aber dies seien sehr geringfügige Ausnahmen. Für die „überwältigende Mehrheit" (ebd.) war die „Zerstörung ihrer gewohnten Zeitstruktur eine schwere psychische Belastung" (ebd), womit auch ein Rückzug aus Öffentlichem beschrieben wird. Jahoda (2009) erklärt in einem Interview:

> die unbegrenzte Zeit, die keine Struktur hat, wo nichts wirklich geschehen muss (…) ist eine ungeheure seelische Belastung, die den Menschen nur zeigt (…), dass sie mit ihrer Zeit nichts tun können, das irgendeinen Wert hat; die die Menschen dazu zwingt sich als Ausgestoßener der gesamten Gesellschaft zu fühlen und das führt zur Isolation (Jahoda, 2009: 15:41).

Regelmäßige (bzw. geregelte (151)) Beschäftigung: Es geht sogar soweit, dass ohne institutionelle Strukturiertheit der Zeit durch Erwerbsarbeit sich die Tage der Arbeitslosen „ohne Beschäftigung (…) unendlich hin[-ziehen]; Langeweile und Zeitverschwendung werden zur Regel, besonders wenn (…) der Anfangsschock überwunden (…) und die Suche nach Arbeit (…) aufgegeben wurde" (Jahoda, 1983: 46). So beschreibt Jahoda, dass jegliche Zeiten und Termine an Bedeutung verloren (für Männer noch mehr, denn Frauen hatten aufgrund der noch strikten Aufgabenverteilung eine

Struktur durch den Haushalt (ebd.: 91f)). Selbst die „Funktion von Wochen- und Monatsende“ (1975: 92) wurde 1933 ersetzt durch den 14-tägigen Rhythmus der Auszahlung des Arbeitslosengeldes (ebd.) – die MarienthalerInnen waren nun eher am Wechsel der Jahreszeiten orientiert und damit zu einem „primitiveren, undifferenzierteren Zeiterlebnis zurückgekehrt“ (ebd.).

Die frei gewordene Zeit bei Erwerbslosigkeit könne nicht als Müßiggang, wie bei „Rentnern“ (Jahoda, 1983: 47), bezeichnet werden. „Mußestunden sind ein Gegenstück zu Arbeitsstunden (…). Und ein Teil ihres Reizes beruht (…) auf ihrer relativen Knappheit“ (47). Deswegen, so schließt Jahoda (1983), haben politische Arbeiterbewegungen zwar für mehr Muße, aber immer auch für Vollbeschäftigung gekämpft (47f).

Kollektive Ziele bzw. Ziele der „größeren Gesellschaft“ (Jahoda, 1983: 48; 60; 151): Die kollektiven Ziele „transzendieren“ (ebd.: 48) die Ziele des Individuums. Ein „deprimierende[s] Gefühl“ (ebd.) sei es für die Erwerbslosen von Marienthal gewesen, nicht gebraucht zu werden, zum alten Eisen zu gehören, nutzlos zu sein (ebd.). Jedoch sei es eine „realistische Einschätzung der (...) ökonomischen Situation“ (ebd.) gewesen und so konstatiert Jahoda, dass die zunehmende Arbeitsteilung die „wesentlichen sozialen Bedürfnisse und Ziele der menschlichen Art (…) intensiviert“ (ebd.), weil zunehmende Arbeitsteilung der Industriestaaten den Individualismus fördere bzw. hält sie ihn als Wert hoch; aber auch der „Individualismus [muss] in einen sozialen Kontext eingebettet sein, um (…) [individuell] Wertschätzung zu erfahren“ (ebd). Wenn der „soziale Zusammenhang“ (ebd) fehlt, weil eine Person erwerbslos ist, dann gefährdet es ihre psychische Gesundheit. „Von dieser täglichen Erfahrung abgeschnitten, leiden die meisten Erwerbslosen unter dem Fehlen einer Zweckbestimmung, unter dem Ausschluß von der größeren Gesellschaft und unter relativer sozialer Isolation“ (ebd.). Jahoda erklärt in einem Interview, dass Erwerbslosigkeit

> (...) eine ungeheure seelische Belastung [ist], die den Menschen nur zeigt, dass sie <u>nicht gebraucht</u> werden, dass sie mit ihrer Zeit nichts tun können, das irgendeinen <u>Wert</u> hat; die die Menschen dazu zwingt sich als <u>Ausgestoßener</u> der gesamten Gesellschaft zu <u>fühlen</u> (Jahoda, 2009: ab Minute 15:41; Unterstreichung TWA).

Jahoda weiter: „eine geregelte Arbeit, die nicht nur von der eigenen guten Laune abhängt, ist, glaub ich, für die meisten Menschen eine ungeheure psychologische Hilfe, um einen <u>Sinn</u> aus ihrer eigenen Existenz zu machen“ (Jahoda, 2009: 50:32; Unterstreichungen TWA)

Das heißt, kollektive Ziele sind nach Jahoda (1983) dafür da, dem einzelnen Subjekt erstens eine Wertschätzung durch den sozialen Zusammenhang (48) zu vermitteln sowie zweitens ihm eine Zweckbestimmung (48) oder Sinn zu geben. Fällt dies in der Arbeitslosigkeit weg, dann stellt sich

das Gefühl ein, nicht gebraucht zu werden bzw. nutzlos sowie ausgeschlossen und isoliert zu sein (ebd.).

Sozialen Kontakte: Jahoda (1983) schreibt: In der Arbeit werden selbst „scheue und zurückgezogene Personen gezwungen, ihre Kenntnisse von der sozialen Welt zu erweitern“ (50), ein „Mensch kann [zwar] die sozialen Kontakte des Berufslebens innerlich ablehnen, doch sind sie eine unausweichliche Quelle für die Erweiterung seines sozialen Horizonts“ (ebd.).

In der „Erwerbslosigkeit folgt eine (...) Verarmung [von] sozialen Erfahrung[en] zwingend (…). Viele der Erwerbslosen sagen, daß sie die früheren Kontakte zu ihren Kollegen vermissen“ (ebd.). Jahoda sagt: Arbeitslosigkeit „führt zur Isolation, zum Zurückziehen auf den ganz kleinen Familienkreis und in sehr vielen Fällen natürlich auf arge menschliche Probleme innerhalb der Familie“ (Jahoda, 2009: 15:41). Eine Familie (und anscheinend auch FreundInnenschaften) können die Kontakte am Arbeitsplatz nicht ersetzen, weil die „Familienbeziehungen (…) viel stärker emotional besetzt“ (Jahoda, 1983: 50) sind. Die Beziehungen zu den ArbeitskollegInnen sind demnach weniger emotional besetzt: Ein „emotional ruhigere[s] Klima der Beziehung zu den Kollegen bietet mehr Informationen, mehr Gelegenheit für die Beurteilung oder rationale Einschätzung anderer Menschen“ (50f).

Status und Identität: Jahoda (1983) nennt diese Begriffe zusammen. Der Status definiere sich über die öffentliche Meinung zu dem Beruf, welche die Person ausübt; der Status (auch Prestige) sei „ein soziales, im Wertesystem einer Gesellschaft verankertes Phänomen“ (51). Die Identität läge „auf einer eher persönlicher[en] Ebene“ (ebd.) und hänge davon ab, welches Bild eine Person von sich hat, das wiederum eng verknüpft sei damit, inwieweit eine Person die Statuszuschreibungen an ihren Beruf in ihre Selbstdefinition übernimmt (ebd.). D.h. in der Erfahrung von Menschen überschneiden sich diese unterscheidbaren Begriffe (ebd.), weshalb sie als eine latente Funktion bei Jahoda zusammenfallen. Erwerbslose in Marienthal identifizierten sich nicht mit dem einst ausgeübten Beruf, sondern mit der Erwerbslosigkeit, es sei denn sie waren jung und hatten gerade erst die Lehre abgeschlossen oder waren über 50 Jahre alt (51f)

2.2.2. EXKURS ZUR AKTUALITÄT

Von Kieselbach & Beelmann (2006) wurde »Arbeit« in sehr ähnlicher Weise, wie von Jahoda, beschrieben, was ihre Aktualität verdeutlicht: Kieselbach & Beelmann (2006) konstatieren in einem Überblicksartikel, dass die Arbeit bzw. die Berufstätigkeit die „wichtigste Verknüpfung mit der Realität“ (452) ist. Sie befähigt über die „Funktion des Gelderwerbs zum selbständigen

Lebensunterhalt“ (ebd.). Dies entspricht der Jahoda‘schen manifesten Funktion. Daneben gibt es noch „vielfältige andere psychische Funktionen“ (ebd.): Darunter fällt die „verbindliche Aktivität“ (ebd.), die erweiterte „soziale Kontakte außerhalb des engeren sozialen Netzes vermittelt, und die gemeinsame, über individuelle Ansprüche hinausgehende Ziele verfolgt“ (ebd.). Außerdem können dort „Fähigkeiten“ (ebd.) erworben oder angewendet werden. Dies „läuft innerhalb einer gesetzten Zeitstruktur ab und ist mit einem sozialen Status verknüpft, der das Berufsprestige mit dem zentralen gesellschaftlichen Bewertungssystem Geld verbindet“ (ebd.). „Diese psychische Funktionen“, schreiben Kieselbach und Beelmann (2006), „sind nur schwer – vor allem nicht wie in der Erwerbsarbeit gebündelt – durch andere gesellschaftliche Angebote zu ersetzen (ebd.).

Auch der Sozialpsychologe Michael Frese (2008) referiert in einem Essay zum Thema Arbeitslosigkeit einige der latenten Funktionen. Er schreibt:

> Die Arbeit hat viele Funktionen für den Menschen. Sie verleiht der Zeit - dem Tag, der Woche, den Monaten und Jahren - eine klare Struktur, lässt Menschen sinnvoll am gesellschaftlichen Leben teilnehmen (…). Die Arbeit vermittelt (…) auch soziale Kontakte; durch Arbeit gelangen die Menschen in den Besitz finanzieller Mittel, um ihr Leben zu gestalten (2008: 1)

Das soll reichen, um nun zurück zur Pionierin der Arbeitslosenforschung zu kehren. Was steckt hinter den Funktionen der Erwerbsarbeit?

2.2.3. BEDÜRFNISSE HINTER DEN FUNKTIONEN

Die latenten Funktionen *repräsentieren* Bedürfnisse (Jahoda, 1983). Und gleichzeitig schreibt Jahoda (1983), dass „die (…) Bedürfnisse nach einer Zeitstruktur, nach Status und Identität, nach einem sozialen Ziel, sozialen Erfahrungen und einer geregelten Tätigkeit aufgegeben“ (151) werden können.

Sind Bedürfnisse etwas Gelerntes? „Diese Bedürfnisse“, schreibt sie, „entwickeln sich allmählich in der Familie, sofern die Eltern innerhalb der Normen der größeren Gesellschaft leben“ (ebd.: 151). Und hat ein Elternteil erst einmal „die eigenen Bedürfnisse [nach den latenten Funktionen der Erwerbsarbeit] (…) aufgegeben, so ist das kaum eine vielversprechende Voraussetzung dafür, daß sich diese Bedürfnisse bei den Kindern der Betroffenen entwickeln“ (ebd.). Eltern, die „es irgendwie geschafft haben, ihre eigenen tief sitzenden psychischen Bedürfnisse abzutöten“ (ebd.) bzw. zu überwinden, können diese nicht mehr weitergeben. Bedürfnisse, im Sinne Jahodas, sind gelernt und ansozialisiert und können sich darüber hinaus entwickeln: einerseits vor allem in der Kindheit ansozialisert, weshalb sie dann später auch „tief

sitzen“ (137) – durch Bandura‘sches Modelllernen (151). Andererseits können sie aber auch individuell überwunden/aufgegeben/abgetötet werden.

Inwiefern verändern sich Bedürfnisse? Trotz eines Wandels der sozialen und materiellen Bedingungen der letzten 50 Jahre, resümiert Jahoda (1983), sind „die Bedürfnisse die gleichen“ (138). Während in Zeiten der Marienthal-Studie, den 1930ern, Arbeitslosigkeit noch stärker mit Armut verknüpft war, so seien diese beiden in den 1990ern „weniger eng“ (ebd.) verknüpft[8]. Dennoch „kann kein Zweifel daran bestehen, daß die Erwerbslosigkeit heute wie damals finanzielle Härten (…) mit sich bringt“ (98). Wenn auch weniger mit absoluter Verarmung verbunden, so heute mit *relativer Deprivation* (ebd.): „Hunde und Katzen verschwinden nicht von den Straßen, um als Mahlzeiten zu dienen. Gleichwohl wird (…) der Zusammenhang zwischen der heutigen Erwerbslosigkeit und der *Armut, trotz deutlich verbesserter Sozialleistungen* (…)“ (98f; Hervorhebung TWA) von Jahoda hervorgehoben. Und so sei nach wie vor „nach dem was die Menschen sagen (…) Erwerbslosigkeit die subjektiv schlimmste Erfahrung“ (140). Dies, obwohl sich „der Lebensstandard in den industrialisierten Ländern – auch der Lebensstandard der Erwerbslosen – während des letzten Jahrhunderts dramatisch verbessert“ (63) hat. Ist Armut also nicht nur eine finanzielle Angelegenheit?

Jahoda diskutiert, ob sich vielleicht im besagten Zeitraum an der Arbeitsmoral etwas verändert hätte: Sie schreibt, „daß Menschen selbst dann arbeiten wollen, wenn keine ökonomische Notwendigkeit besteht“ (67); nichts „stützt die These, daß die Menschen ihren Arbeitswillen verloren haben“ (68); „(…) in Japan (…), [wo] es den Unternehmen sogar schwerfällt, ihre Arbeiter während des gesetzlichen Urlaubs von den Fabriken fernzuhalten“ (ebd.); es wäre „unverschämt zu meinen, daß die riesige Zahl der gegenwärtigen Erwerbslosen freiwillig in dieser Lage ist“ (69); Jahoda kommt zu dem Schluss, dass sich grundsätzlich nichts an der Arbeitsmoral verändert habe (70). Trotz sozialen Wandels „beeinflußt es nicht notwendigerweise ihre Bereitschaft zur Arbeit *per se*“ (ebd.). Auch sei ein „weiterer Beleg für den [sogar] zunehmenden Wunsch nach Erwerbstätigkeit“ (ebd.), dass „Frauen (…) jetzt vermehrt auf den Arbeitsmarkt getreten sind“ (ebd.; 91). Dies sei „nicht ausschließlich, eine Sache des Einkommens“ (ebd.).

Hinter den latenten Funktionen sind „dauerhafte menschliche Bedürfnisse beteiligt“ (101), welche durch eine „Vielzahl von Institutionen“ (ebd.) befriedigt werden können. Die „psychischen Bedürfnisse, denen die Erwerbstätigkeit abhilft, [sind] wahrscheinlich tiefer und dauerhafter (…) als die institutionellen Einrichtungen, an die wir uns zu ihrer Befriedigung gewöhnt haben“ (102f).

8 Auch zuvor, im Jahre 1911, kommen Rowntree & Lasker in der Studie: *Unemployment - a social study* zu dem Ergebnis, dass nur 5% der Armen arbeitslos waren. D.h., dass Armut trotz Erwerbstätigkeit bestand.

In diesen Ausführungen Jahodas, wo diese Bedürfnisse über-historisch dargestellt werden, klingen sie eher anthropologischer[9] Art. Sie können aber auch quasi über-historisch erscheinen, weil die Normen der „größeren Gesellschaft“ im Grunde dieselben sind; was die Bedürfnisse historisch spezifisch macht und damit auch konform mit den oben beschriebenen Sozialisationsaspekten geht. Sie referiert sogar Gegenbeispiele aus anthropologischer Literatur, „wo die Erwerbstätigkeit als Institution nicht existiert (…) [und die] (…) psychologischen Funktionen der Erwerbstätigkeit jedoch durch Rituale, religiöse und gemeinschaftliche Praktiken ersetzt“ (100) werden. Dies spricht relativ eindeutig für zwar „tief sitzende“ und kulturelle Bedürfnisse, welche aber geformt sind durch die gesellschaftlich gegebenen institutionellen Befriedigungsmöglichkeiten – Erwerbstätigkeit.

Der „Druck der ökonomischen Notwendigkeit“ (70), der viele in die jeweiligen Berufe und zum Lohnarbeiten bringt, spiegelt vielleicht die Gemeinsamkeit von ´33 und ´83 wider, sowie der Profit (71) als eigentliche Funktion/Zielsetzung/Zweck/Hauptaspekt (71) der Erwerbsarbeit. Für Jahoda sind es die latenten Funktionen, die sich „auch mindestens seit dem Beginn der industriellen Revolution nicht geändert“ (99) haben.

Die Bedürfnisse, die hinter der Erwerbsarbeit stecken, macht Jahoda auch daran fest, dass Arbeit mit **Zwang** verbunden ist. Ohne Zwang kommt es nicht zu diesen fünf „notwendigen Erfahrungen“ (153). Der Zwang wird von Jahoda vorausgesetzt; er ist den Bedürfnissen, welche die latenten Funktionen der Erwerbsarbeit repräsentieren, vorausgesetzt. Die latenten Funktionen sind also nicht nur zwangsläufiges und unbeabsichtigtes Nebenprodukt ihrer Organisationsform. Sie erklärt: „Arbeiten, ohne den Lebensunterhalt verdienen zu wollen“ (153) ist vielleicht zeitweise eine Alternative (für Frauen[10] bzw. für Erwerbslose), wenn sie von der Sozialhilfe leben können oder über private Mittel verfügen (ebd.). Jedoch „fehlt dieser Arbeit (…) der *Zwangsaspekt* der Erwerbstätigkeit“ (ebd., Hervorhebung TWA). Hier geht es u.a. um die „ökonomische Unabhängigkeit“ (57), die „Unabhängigkeit und Freizügigkeit, die sie [die jungen Arbeitenden] nach einem normalen Arbeitstag genossen“ (58), was gesellschaftlich voraussetzt abhängig und unfrei zu sein, wenn individuell keine monetären Mittel besessen werden. „Zum einen ist sie [die Erwerbsarbeit] das Mittel, durch das die große Mehrheit der Menschen ihren Lebensunterhalt verdient; und zum anderen zwingt sie (…) denjenigen, die daran beteiligt sind, bestimmte Kategorien der Erfahrung auf“ (136). Diese Erfahrungen sind wichtig (ebd.). Daher könne eine Person auch nicht etwas anderes machen, höchstens zeitweise; es muss letztlich eine Arbeit sein, durch die der Lebensunterhalt verdient werden kann – anders gesagt: Der Lebensunterhalt *muss*

9 Wie sie u.a. von Rogge (2013) verstanden werden.

10 Für Frauen vermehrt, weil sie auf den Arbeitsmarkt drängen, dort die Vorzüge kennen lernen und umso mehr frustriert werden, wenn sie in die Hausfrauenrolle zurückgedrängt würden (Jahoda, 1983)

auch verdient werden. Darin besteht der „Zwangsaspekt der Erwerbstätigkeit, aus dem sich die notwendigen Erfahrungen ergeben“ (153). Jahoda untermauert ihr Argument des Zwangs u.a. mit einem Beispiel von (Haus-) Frauen mit Kindern und sozialen Kontakten:

> Die Erfahrung der Deprivation, die in der erzwungenen Einengung der sozialen Kontakte liegt, bestätigt übrigens eine wachsende Zahl von Frauen, die es als die größte psychische Belastung beschreiben, kleine Kinder aufzuziehen, auch wenn sie diese noch so sehr lieben. Gleichermaßen leiden Hausfrauen, deren Kinder schon groß sind, am meisten unter ihrem Mangel an sozialen Kontakten zur Welt außerhalb der vier Wände. (Jahoda 1983: 50)

Denn selbst wenn Personen „zu den Glücklichen gehören, die über private Mittel verfügen“ (ebd.) oder wenn sie arbeiten „ohne damit den Lebensunterhalt verdienen zu wollen“ (ebd.) oder „es sich leisten können, von den öffentlichen Unterstützungsleistungen zu leben“ (ebd.); ihnen allen wird es nach Jahodas Beobachtungen psychisch schlecht gehen, weil ihnen die notwendigen Erfahrungen fehlen (ebd.).

> Diese auferlegten Kategorien können als angenehm oder als unangenehm erfahren werden; sie sind jedoch unentrinnbar, gleichgültig, welche Qualität[11] sie haben. Diese Erfahrungen entsprechen mehr oder weniger tief sitzenden Bedürfnissen der meisten Menschen, die danach streben, ihrer Existenz einen Sinn zu geben. (137)

Dies hänge damit zusammen, dass hinter den Funktionen „dauerhafte menschliche Bedürfnisse beteiligt sind“ (101), die aber derzeit ausschließlich mit der Institution Arbeit im vollen Umfang (unabhängig der Qualität) befriedigt werden können (ebd.).

Jahoda (1983) erklärt anhand von Freuds Theorie (101), dass „Arbeit die stärkste Bindung an die Realität“ (ebd.) sei: Das Lustprinzip, also die unmittelbare Triebbefriedigung, wird durch das Realitätsprinzip ersetzt, welches Realität wahrnimmt und die Triebbefriedigungen aufschieben kann. Eine „normale Person versucht, eine feindliche Realität zu verändern“ (ebd.). Erwerbslosigkeit lockert diese Verbindung einer Person zur Realität, weil „die Bandbreite ihrer Möglichkeiten (…) erheblich eingeschränkt“ (102) ist.

Die Erfahrung der Arbeitslosigkeit wird von Jahoda (1983) in den 1930ern wie in den 1990ern ähnlich beschrieben: Sie endete in den 1930ern in „Resignation und Apathie“ (140) als vorherrschende Reaktion. In den 1990ern seien dies nun die „apathischen und entmutigten Erwerbslosen, die gar nicht mehr nach einer Stelle suchen“ (150); teilweise sogar die „Arbeitsbereitschaft aufgegeben“ (ebd.) haben. Apathie – die Teilnahmslosigkeit – bleibt demnach

11 Qualität soll hier meinen, wie sie an anderer Stelle erklärt, dass ein erwerbstätiger Mensch sich über seine KollegInnen aufregen kann oder sie loben kann, aber ein erwerbsloser Mensch den Kontakt überhaupt vermisse.

und aus resignierten, werden 50 Jahre später entmutigte Menschen. Die apathischen und entmutigten Erwerbslosen „(...) haben sich irgendwie damit abgefunden, von der mageren Arbeitslosenhilfe zu leben“ (150) – dies sei leichter für Alleinstehende, wie bspw. oftmals Studierende, die sich „nach dem Studienabschluß für längere Zeit ganz glücklich zur Ruhe setzen, um von öffentlicher Unterstützung zu leben“ (151). Dieses Leben „psychisch auszuhalten“ (151), sei aber kaum möglich, so Jahoda, weil die Bedürfnisse (also die latenten Funktionen der Erwerbsarbeit) nicht versorgt werden (ebd.). So warnt sie, dass als Reaktion auf die ausbleibende Bedürfnisbefriedigung bei Erwerbslosigkeit u.a. eine gewisse Wahrscheinlichkeit bestünde, entweder in der „Drogenszene“ (ebd.) die Bedürfnisbefriedigung „vergessen zu wollen“ (151) oder sonst wie versucht wird, die „tief sitzenden psychischen Bedürfnisse abzutöten“ (ebd.). Ob die Bedürfnisse individuell überwunden oder von den Eltern nicht an die Kinder weiter gegeben werden, so oder so werden Menschen durch die „langfristige Erwerbslosigkeit demoralisiert“ (151)[12]. Die daraus hervorgehenden demoralisierten Menschen bzw. demoralisierten Verhaltensweisen neigen zu vier typischen Reaktionsformen, um der psychischen Belastung der Erwerbslosigkeit vorzubeugen (154ff).

2.2.3.1. Typische Reaktionsformen.

Typische Reaktionsformen demoralisierter Menschen/Verhaltensweisen seien: erstens das *mögliche* Zurückkehren in eine alternative Rolle, wie die Hausfrauenrolle bei erwerbslosen Frauen – was noch eine konstruktive, wenn auch kulturell *regressive* Reaktion ist (154). „Destruktive Formen, um die Bedürfnisse zu befriedigen“ (ebd.), sei zweitens die Schwarzarbeit, obwohl sie „aus psychologischer Sicht eine vollwertige Alternative“ (ebd.) darstelle. Revolte oder Revolution sei die dritte mögliche Reaktion, wobei, was „Erwerbslose am meisten wollen, ist ein Arbeitsplatz, nicht jedoch eine Revolution“ (155). Jahoda erklärt: die „soziale Isolation, die ihre Lage [der Erwerbslosen] mit sich bringt, verstärkt die individualistischen Interessen“ (ebd.); auch die Kluft zwischen arm und reich verhindere ein „Solidaritätsgefühl mit einer sozialen Klasse oder mit einem sozialen Ziel“ (ebd.). Dennoch lauere die Gefahr der Revolte, vor allem „eher von der extremen Rechten“ (156), da ihre „Erklärungen (…) oberflächliche Plausibilität“ (ebd.) haben, sowie ihre *autoritäre Organisationsform mehrere Bedürfnisse* der frustrierten Erwerbslosen *befriedige* (ebd)[13]. Extreme Linke seien dagegen weniger gefährlich, da sie weder „rassische Diskriminierung“ (ebd.) beinhalten, noch auf „Massen ausgerichtet“ (ebd.) sind. Die vierte Reaktionsform seien periodisch

12 Allgemeine Definition von Moral: Moral, verstanden als die „Gesamtheit von ethisch-sittlichen Normen, Grundsätzen, Werten, die das zwischenmenschliche Verhalten einer Gesellschaft regulieren, die von ihr als verbindlich akzeptiert werden“ (Duden.de).

13 Eine mögliche Erklärung hierfür könnte der oben beschriebene wohltuende Zwangscharakter der Erwerbsarbeit sein; sie selbst führt an dieser Stelle jedoch keine weitere Erklärung dafür an.

ausbrechende Tumulte oder Plünderungen (ebd.). Sie dienen der zeitweisen „Befreiung von materieller und psychischer Frustration“ (ebd.). Letzteres sei aber kein arbeitslosen-spezifisches Phänomen, sondern kann auch bei Vollbeschäftigung auftreten (ebd.).

Komme ich nun zur Kritischen Psychologie und in wieweit sie sich dem Thema Arbeitslosigkeit bereits widmete, bevor ich auf die Theorie der Kritischen Psychologie allgemeiner eingehe.

3. DIE THEORIE DER KRITISCHEN PSYCHOLOGIE

Im Folgenden soll die Kritische Psychologie zum Thema der Arbeitslosigkeit rezipiert werden. Dieser Part beinhaltet auch Kritiken am Vorgehen der psychologischen Arbeitslosenforschung im psychologischen Mainstream. Dies wird zur Theorie der Kritischen Psychologie im Allgemeinen überleiten.

3.1. Kritische Psychologie zum Thema Arbeitslosigkeit

Es wird hauptsächlich um 2 Texte gehen, welche sich explizit dem Thema der Arbeitslosigkeit widmen. Zum einen *»Wirkung« oder Erfahrung der Arbeitslosigkeit?* von Klaus Holzkamp aus dem Jahre 1983 und zum anderen *Arbeitslosigkeit – ein „psychologisches“ Thema?* von Schumak & Schultz aus dem Jahre 2001. Gegliedert ist dieses Kapitel grob in vier Bereiche: Wiederkehrende Argumente; Verfehlung des zu untersuchenden Gegenstandes; Negative Wirkung der Forschung (Stigmatisierung, Typisierung, Normalisierung sowie Motivieren) und wie eine subjektwissenschaftliche Forschung aussehen kann[14].

Der erste Text von Klaus Holzkamp erschien als verschriftlichter Vortrag im Forum für Kritische Psychologie Nr.18, 1986. Darin führt er eingangs Argumente an, welche bei wissenschaftlichen Arbeiten zur Arbeitslosigkeit bis dato aus der Psychologie sich stets wiederholten, nämlich, dass die Arbeitslosigkeit ein gesellschaftliches Phänomen sei, welches daher nicht ‚psychologiesiert‘ werden dürfe; Arbeitslosigkeit als kapitalistische Krisenerscheinung nicht den Arbeitslosen selbst als individuelles Versagen zuzurechnen sei und auch nicht durch individuelle Anstrengung behebbar wäre, vielmehr müsse der Kampf um neue Arbeitsplätze kollektiv innerhalb der Organisation der Arbeiterbewegung oder auch im Rahmen der neuer sozialer Bewegungen geführt werden (Holzkamp, 1986: 9f). Diese Argumente sind jedoch eher ökonomischer oder politischer Art, so Holzkamp (1986), welche dann wiederum mit der traditionellen psychologischen

14 Diese Gliederungspunkte sind angelehnt an die Gliederung des rezipierten Texts von Holzkamp.

Arbeitslosenforschung untermauert werden. Er bemängelt daher den vorliegenden „spezifischen Erkenntnisgewinn (…) und (…) wirklich weiterführenden Zugriff zum Problem“ (9) der Arbeitslosigkeit.

Klassische Studien zeigen widersprüchliche psychische Folgen: mit der Marienthal-Studie als erste einschneidende, welche noch den Charakter einer „historisch-sozialwissenschaftliche Gesamtstudien“ (12) hatte, entwickelte sich die Arbeitslosenforschung immer mehr hin zu einer „individuumszentrierten Untersuchung von ‚Wirkung‘ oder ‚Folgen‘ der Arbeitslosigkeit“ (12). Die Arbeitslosigkeit als Ursache (unabhängige Variable) um Verhalten der Arbeitslosen (abhängige Variable) vorhersagen zu können. So wurde Arbeitslosigkeit bspw. als Stressbedingung oder als Verstärkungsbedingung definiert (Verlust von positiven Verstärkern), um Depressivität oder Kontrollverlust zu erklären (13). Holzkamp (1986) merkt folgende Komplikation an: „Hypothesen, in denen die abhängigen Variablen allein auf die Wirkung einer bestimmten unabhängigen Variablen zurückgeführt werden, lassen sich kaum hinreichend empirisch bestätigen“ (13). Es müssen daher, so Holzkamp (1986), weitere Variablen hinzugefügt werden. „Der zunächst ‚wegabstrahierte‘ komplexe Lebenszusammenhang [wird] quasi nachträglich wieder als Komplizierung in die Hypothesenbildung /-prüfung eingeführt (...)“ (ebd.).

Dies wird jedoch wieder im abstrakten „Wenn-Dann-Zusammenhang“ (ebd.) gemacht, bei dem „die historische Einmaligkeit der jeweiligen Lebenssituation prinzipiell nicht erreichbar ist“ (ebd.). Typische Moderatorvariablen bzw. zusätzlich-unabhängige Variablen sind bspw. materielle Lebensumstände: wie Unterstützung, Ressourcen, Alter, Geschlecht, Schichtzugehörigkeit sowie Persönlichkeitsmerkmale, Einstellung (berufsorientiert und auch bezogen auf sich wandelnde Werte) (14f). So oder so – mit dem Fokus auf der *Wirkung* – verfehle die Psychologie ihren Gegenstand, weil sie sich um die subjektiven Dimensionen der Arbeitsproblematik zentriere. Deshalb hat sie nichts mit der Arbeitslosigkeit selbst zu tun, sondern mit abgeleiteten Phänomenen (Holzkamp, 1986: 17). Die Arbeitslosigkeit wird als „unmittelbare Auswirkung auf das Individuum erfaßt (...) als (...) Stimuli, die diese Wirkung hervorrufen, [sie] bleibt damit in ihrer **spezifischen Bedeutung als gesellschaftliches Phänomen** außen vor“ (17; Hervorhebung TWA).

Es gibt nicht, wie Holzkamp (1986) resümiert, *die* psychischen Auswirkungen *der* Arbeitslosigkeit (18). Abhängig von der Konstellation der oben genannten (unabhängigen oder moderierenden) Variablen, bestimmt diese ob negative Folgen bei Arbeitslosigkeit auftreten, abgeschwächt werden, ausbleiben „oder sogar statt dessen positive psychische Folgen auftreten“ (ebd.). Je nach Faktorenkonstellation ist also alles möglich, notiert Holzkamp (1986). Nun könnte, führt er fort, bedingungsanalytisch die Faktorenkonstellation herausgefunden werden, welche bspw. Depressivität am „zuverlässigsten ‚vorhersagt‘“ (ebd.). Holzkamp (1986) schlussfolgert daher, dass

Arbeitslosigkeit in der Variablenpsychologie nur ein Faktor von vielen ist, „der – wenn er durch eine Stimulus-Situation mit gleicher psychischer Wirksamkeit ersetzt ist – letztlich auch wegbleiben kann“ (18). Mit dieser Art zunehmender Differenzierung, werden auch die Ergebnisse immer trivialer und selbstverständlicher:

> So verwundert es doch eigentlich niemanden, daß jemand, der mehr Geld kriegt, vielfältige Interessen, gute Freunde, eine verständnisvolle Familie hat, normalerweise leichter mit Arbeitslosensituation fertig werden wird, als jemand, der über dies alles nicht verfügt. Ebenso wenig verwunderlich scheint es, dass Individuen, denen der Beruf generell nicht so viel bedeutete, deren schöpferische Potenzen in der bisherigen Arbeitstätigkeit unterdrückt waren, die Erfahrung mit alternativen Lebensformen haben (…), ihre Arbeitslosigkeit eher als Chance zur Realisierung bisher vernachlässigter subjektiv bedeutsamer Ziele nutzen und dabei u.U. sogar (…) zu gesteigertem Wohlbefinden kommen. (Holzkamp, 1986: 19)

Holzkamp (1986) kommt daher zu der Auffassung, dass diese Forschungsergebnisse nicht nur besonders genau und eigentlich trivial sind, sondern sogar, wie eben bemerkt, ihren Gegenstand – die psychische Verfassung und Befindlichkeit unter der spezifischen Bedeutung der Arbeitslosigkeit als gesellschaftliches Phänomen – mehr oder weniger verfehlen, weil der Einzelne nicht mehr als „besonderes Subjekt, sondern nur als Exemplar eines durch eine bestimmte Variablenkonstellation charakterisierten Typs“ (19) erscheint. Es sollen ja Verallgemeinerungen über die psychische Verfassung *der* Arbeitslosen gefunden werden.

Jede arbeitslose Person, die solche Forschungsergebnisse liest, in der all die psychosozialen Folgen von Arbeitslosigkeit (wie Reizbarkeit, Depressivität oder ein riskanteres Gesundheitsverhalten) *bewiesen* sind, hätte allen Grund zu fragen: „Wen meinen die eigentlich? Doch nicht etwa mich?“ (ebd. 20). Auch Schumak & Schultz (2001) verweisen auf diese Wirkung der Forschung:

> Die Aufzählung der gesundheitlichen Folgen von Arbeitslosigkeit hinterlässt ein gewisses Unbehagen (…): Heißt das jetzt, dass ich, weil ich arbeitslos bin, so krank und eingeschränkt bin (…)? Dieses Bild, diese Konstruktion eines durchschnittlichen Arbeitslosen, kann eine/n schon verärgern: (…) Möglicherweise fühle ich mich eher zusätzlich stigmatisiert, klassifiziert, bewertet, als dass diese Darstellung mir Erleichterung schaffen könnte. (Schumak & Schultz, 2001: 63)

Für Holzkamp (1986) haben Studien, die Arbeitslose als apathisch, depressiv, isoliert, desinteressiert etc. erscheinen lassen „genau besehen den Charakter der Diffamierung und Ausgrenzung“ (20), weil Arbeitslose hier, wie Holzkamp (1986) erklärt, zuerst „einfach als arme Opfer der kapitalistischen Verhältnisse dargestellt“ (20) werden, um ihnen dann zu ihrer

angeblichen Nutzlosigkeit und Untauglichkeit eine weitere negative Facette hinzuzufügen. Darüber hinaus – aber keineswegs weniger diffamierend und ausgrenzend – hat die Forschung laut Holzkamp spätestens ab 1983 die einseitig negativen Folgen von Arbeitslosigkeit mit dem Verhalten der sogenannten pro-aktiven Arbeitslosen widerlegt[15] und die pro-aktiven Arbeitslosen als Vorbilder und Wegweiser hingestellt (15ff). (Pro-aktiv seien die Arbeitslosen, wenn sie selbst gewählte Zeitstrukturen bevorzugen, sich im Öffentlichen engagieren, Ziele und Werte nicht aus der Arbeitswelt beziehen, sondern selbst bestimmen (können) welche Aktivität akzeptabel ist, daraus auch ihre Identität beziehen etc. (16).) So werden also allen Arbeitslosen die pro-aktiven Arbeitslose als *Vorbilder* hingehalten, mit der Aufforderung, doch auch so aktiv, produktiv und heiter zu werden wie diese (20). Jedoch sind die spezifischen Bedingungen, argumentiert Holzkamp (1986), unter denen Pro-Aktivität bei Arbeitslosigkeit möglich war, schon per Definition für andere Arbeitslose nicht gegeben:

> [Deshalb] haben solche Aufforderungen den Charakter eines bloßen »Appells«, der, wie alle Appelle, nicht die Funktion hat, erfüllt zu werden, sondern die *Angesprochenen ob ihrer Unzulänglichkeit in Unrecht zu setzen:* Da Arbeitslose, die nicht unter Bedingungen leben, die zum Zwecke der Eruierung der »Pro-Aktiven« in der Untersuchung ausgewählt worden sind, auch deren Verarbeitungs- und Bewältigungsformen nicht vorweisen *können*, taugt hier deren Herausstellung als »Vorbilder« höchstens dazu, die bei den Arbeitslosen ohnehin gesellschaftliche induzierten *Schuld- und Minderwertigkeitsgefühle noch zu verstärken.* Die Einteilung der Arbeitslosen in »*deprivierte«* und *»pro-aktive«* ist also schon aufgrund des methodischen Ansatzes eine implizite Ausgrenzung und Diffamierung jedes nicht-proaktiven Arbeitslosen. (Holzkamp, 1986: 20)

Arbeitslosigkeit-Wirkungs-Forschung könne so auch nicht als Argument gegen Inhumanität und damit gegen Kapitalismus verwendet werden (20) – weil zwar das Leid bewiesen ist, aber genauso das Gegenteil. Und wird sich doch am Argument der leidvollen Wirkung von Arbeitslosigkeit bedient, so ist die Methode damit auch akzeptiert: der verdinglichenden Abstempelung von Arbeitslosen (ebd.) sowie der etikettierenden Menschen-Einteilung (21)[16].

Die **Gefahr von Typisierung**, sagen Schumak & Schultz (2001), entsteht dann, wenn die Ergebnisse auf einzelne Betroffene angewendet werden, sie also mithilfe dieser Ergebnisse, wie eben beschrieben, möglicherweise *zusätzlich* stigmatisiert werden (64). Sie sind damit in stigmatisierende und normalisierende *Diskurse* (Bedeutungen) eingebunden. Dies kann einerseits Ausgrenzungen legitimieren: Weil jemand depressiv, unmotiviert oder schwach wurde, ist diese

15 Und damit auch die Deprivation in ihrer Gültigkeit begrenzt.

16 Stigmatisierung, Etikettierung und Typisierung von Menschen, schreiben Schumak & Schultz (2001), können bspw. für die Gesundheitspolitik oder Sozialepidemiologie auch sinnvoll sein, wo darauf aufmerksam gemacht wird, dass Arbeitslosigkeit und der gesellschaftliche Umgang damit ein gesundheitlicher Risikofaktor ist (63).

Person auch ungeeignet für diesen oder jenen Job (64). Darüber hinaus können andererseits solche Stigmatisierungen auch verinnerlicht/internalisiert werden. Das heißt im Fachjargon, dass „Ergebnisse solcher Untersuchungen ihrerseits wiederum als Prämissen in die Handlungsweisen von Betroffenen (…) eingehen können“ (Markard, 1993: 34, zitiert nach Schumak & Schultz, 2001: 62f Fußnote). Weil eine Person denkt (bzw. fühlt) sie sei depressiv, unmotiviert und schwach, glaubt sie, sie sei ungeeignet für einen Job und zieht sich deswegen zurück. »Wie man es macht, macht man es falsch«: Selbst wenn eine Person »gut« mit der Arbeitslosigkeit zurecht kommt, wird ihr vorgeworfen es sich in der „sozialen Hängematte“ (Schumak & Schultz, 2001: 6) gemütlich zu machen, womit der „Kampf gegen das sog. Sozialschmarotzertum legitimiert“ (ebd.) werde. Auch zu diesem Diskurs muss eine betroffene Person sich in irgend einer Weise verhalten. Kieselbach & Beelmann (2006) bezeichnete diese Seiten der diskriminierenden Medaille als einen Diskurs der „Terziären Viktimisierung“ (454), welcher mit der Arbeitslosigkeit einhergeht und Betroffene so oder so beschuldigt, ob sie nun konstruktiv oder destruktiv mit ihrer Situation der Arbeitslosigkeit umgehen[17].

Ein weiterer dazugehöriger Aspekt ist der der **Motivierung**, welches von Schumak & Schultz (2001) identifiziert wird:

> Motivierung, hier verstanden als äußerer Druck, um die Menschen dazu zu bringen, das zu tun, was sie tun sollen, egal ob es in ihrem Interesse ist oder nicht, ist dann erfolgreich, wenn die Menschen dieses auch für sich übernehmen, wenn sie also den ‚inneren Zwang‘ ausbilden. (65)

Weil eine Person als antriebsschwach, depressiv und demoralisiert diagnostiziert ist, weiß sie *angeblich* nicht was für sie gut ist und muss daher zu ihrem Glück geleitet (oder gezwungen) werden, konstatieren Schumak & Schultz (2001). Somit wird die „Verpflichtung zu jeder Form von Arbeit (wie sie von Sozialämtern insbesondere praktiziert wird) als menschenfreundlicher Akt ausgegeben (…): Weil Arbeitslosigkeit krank macht, ist jede Form von Arbeit besser“ (ebd.: 65). Dies geschieht sozusagen erfolgreich, wenn die Motivation bzw. fremdgesetzte Ziele internalisiert werden – also fremde Ziele zu eigenen Zielen gemacht werden. Ideologiegehalt und Fehler des *Motivierens* ließen sich auch von empirischen Studien, wie eingangs schon aufgeführt, stützen: Erstens führt die Motivierung von außen (z.B. Optimismus gegenüber der Zukunft: »Du schaffst das schon«) bei ausbleibendem Erfolg zu größerer psychischer Belastung, genauso wie es im

17 Kieselbach & Beelmann (2006) beschreibt 3 Stufen der Viktimisierung von Arbeitslosen. Vor der terziären, im Text beschriebenen, gibt es die primäre Viktimisierung: Sie besteht darin, dass die mit der Arbeitstätigkeit verbundenen Momente ökonomischer Sicherheit, sozialer Einbindung, Selbstwertgefühl, Zeitstrukturierung sowie externer Anforderungen sich abschwächen oder verlorengehen. Die sekundäre V. beinhaltet die Erfahrungen von Alltagsproblemen wie finanzielle Sorgen, Zukunftsunsicherheit und sozialer Stigmatisierung, welche zu einer Verstärkung von Belastungen führen.

Übrigen eine hohe Arbeitsorientierung und eine hohe Konzessionsbereitschaft[18] tun (Mohr, 2011: 21f). Und zweitens verbessert weder die Vermittlung in schlechte Arbeitsverhältnisse (Stichwort: Niedriglohnsektor, Prekarisierung) die psychische Gesundheit, noch sind Zwangsmaßnahmen (wie sie durch Harz IV veranlasst werden) gesundheitsfördernd – im Gegenteil zeigt sich, dass sich selbst gewählte Arbeit auf die psychische Gesundheit positiv auswirkt (ebd.: 24).

Die zuvor aufgeführte Gefahr von typisierenden und normalisierenden Diskursen gelte auch dann, so Holzkamp (1986) in die eigenen Reihen blickend, wenn in falscher Anwendung der Kritisch-psychologischen Konzepte den Arbeitslosen eine Nichtbefriedigung ihrer produktiven Bedürfnisse[19] (aufgrund mangelnder Verfügung über ihre Lebensbedingungen) bescheinigt werden soll (21). Weiterhin kritisiert Holzkamp (1986) hier Aussagen von Kollegen, die zu der Feststellung kamen, dass „wer sich bereits *vorher* politisch organisiert habe, sei auch eher in der Lage, sich im Zustand der Arbeitslosigkeit (…) zu organisieren (…)“ (21). Damit sei klar, dass alle *anderen* Arbeitslosen „an ihrer politischen Inaktivität und Abstinenz selbst schuld sind: *Hätten sie sich mal vorher organisiert*!“ (ebd.). Diese normative Implikationen würden gelegentlich auch explizit angesprochen, beschreibt Holzkamp (1986), in dem gesagt werde: Das *adäquate* Verhalten gegenüber (drohender) Arbeitslosigkeit bestünde in der kollektiven Verteidigung von Arbeitsplätzen, im Geltendmachen des Rechts auf Arbeit (21). Offen bleibt für Holzkamp (1986) jedoch, warum es der Masse von Arbeitslosen bzw. Menschen so schwer fällt, sich zu organisieren, sich also *adäquat* zu verhalten, obwohl es doch, merkt er ironisch an, „so einfach ist: Kämpft für Eure Interessen, und alle Probleme sind gelöst. *Wir* wissen doch was ihr zu tun habt, damit es euch besser geht, warum wisst *Ihr*, die Betroffenen, dies nicht?“ (ebd.). Über die Köpfe von Menschen hinweg Aussagen zu treffen bleibt immer unzulänglich (ebd.).

Die Frage ist also **wie überhaupt eine psychologische Forschung** auf das Problem Arbeitslosigkeit aussehen könnte, ohne den Forschungsgegenstand zu verfehlen, ohne die Subjektivität zu verlieren. Oder sollte diese Problematik lieber anderen Wissenschaften überlassen werden (Holzkamp, 1986: 21f). Wenn schon nach den psychischen *Folgen* oder *Wirkungen* o.Ä. gefragt wird, resümiert Holzkamp (1986), dann würde der Weg bereits verbaut sein (22). Sofern das *Einwirkungs*-Konzept akzeptiert wird, gäbe es der Stimulus-Situations- oder der Wenn-Dann-Beziehung nichts »gut« Begründetes entgegenzusetzten (ebd.). Gesucht sei also, so Holzkamp, ein psychologischer Ansatz, welcher sich *nicht* als Wirkungsforschung versteht – dies geht „quasi von

18 Konzessionsbereitschaft beschreibt die Bereitschaft Arbeit *unterhalb* des individuellen Qualifikationsniveaus anzunehmen.

19 Die Handlungsfähigkeit (ein noch zu erklärendes Konzept) hat eine Bedürfnisgrundlage: dies sind die produktiven und sinnlich-vitalen Bedürfnisse (s.u.). Erstere beschreiben den Zugriff auf die Quellen der Bedürfnisbefriedigung.

selbst“ (ebd.) wenn Arbeitslosigkeit vom Standpunkt des Subjekt in kritisch-psychologischer Manier betrachtet wird (ebd.).

Anstatt zu versuchen Merkmale (oder eben Typisierung) von Menschen zu verallgemeinern und zu normalisieren, ist es aus kritisch-psychologischer Sicht sinnvoll zu versuchen, die Handlungsmöglichkeiten sowie die Handlungsbehinderungen zu verallgemeinern (Schumak & Schlultz, 2001: 67). Dieser Schritt heißt Bedingungs- und Bedeutungsanalyse, welcher vom Standpunkt des Subjekts vollzogen wird – d.h. aus der Sicht des Subjekts, wie es die Welt erfährt; welche Handlungsmöglichkeiten und -behinderungen es sieht. Um zu verstehen, warum jemand so und nicht anders handelt, kommt die Begründungsanalyse hinzu; also Bedingungs-Bedeutungs-Begründungs-Analyse (Holzkamp, 1986).

3.2. Begriffswerkzeug der Kritische Psychologie

›Aufsteigen vom Abstrakten zum Konkreten‹ bzw.
Erkenntnisgang vom ›Vorstellungskonkretum‹ über die Abstraktion
zum ›Gedankenkonkretum‹ (Holzkamp, 1983: 49)

Im Folgenden wird auf die einzelnen Aspekte eingegangen: Beginnen werde ich mit dem Subjektstandpunkt. Daraufhin werde ich sehr ausführlich in den Begründungsdiskurs einsteigen, in welchem das Mensch-Welt-Verhältnis sowie das sehr zentrale Konzept der Handlungsfähigkeit, Bedürfnisse und auch die Potenz zur Vergesellschaftung abgehandelt werden. Danach komme ich zur Bedingungsanalyse und werde abschließen mit dem Konzept der Lebensführung.

3.2.1 SUBJEKTSTANDPUNKT

Ich beginne mit dem Subjektstandpunkt von welchem ausgehend nicht der Mensch, sondern die Welt beforscht wird. Vom Standpunkt des Subjekts wird also eine jeweils persönliche Perspektive auf die Welt gewonnen. D.h. es wird nicht *über* jemanden geforscht – nicht das Subjekt ist Gegenstand der Forschung, sondern der Forschungsgegenstand ist vielmehr *die Welt, wie sie vom Subjekt erfahren, wahrgenommen, gefühlt, behandelt u.s.w. wird* (Holzkamp, 1993; Meretz, 2012). Die Welt als subjektiver und damit einmaliger Ausschnitt auf die gemeinsame Welt. Forschung vom Standpunkt des Subjekts sei daher nicht metaphorisch, sondern wörtlich zu verstehen (Holzkamp, 1983). *Aussagen werden gemacht – und ggf. verallgemeinert – über erfahrene Handlungsmöglichkeiten und Handlungsbehinderungen* (Markard, 2000).

Der Subjektstandpunkt (in der Forschung) rekurriert daher auf den Begründungsdiskurs, der nur vom Subjekt aus stattfinden kann und nicht von Außenstandpunkt (Holzkamp, 1983)[20].

3.2.2. BEGRÜNDUNGSDISKURS

In den Gründen kommt Subjektives (Bedürfnisse) und Objektives (Lebensbedingungen) zusammen, was im Folgenden ausgeführt wird. Der Begründungsdiskurs ist das kritisch-psychologische Pendant zum Bedingtheitsdiskurs. Letzterer meint die Reiz-Reaktions-Vorstellung der Variablen-Psychologie, die annimmt Verhalten sei über Reize bzw. Determinanten erklär- und sogar prognostizierbar – dies habe ich bereits anhand der Wirkungs-Forschung bei Arbeitslosigkeit im vorherigen Kapitel ausführlich geschildert. Denn wird nach der *Wirkung* gefragt, bleibt das Subjekt, welches immer (ob bewusst oder unbewusst) begründet handelt, von vornherein – d.h. kategorisch – in irgendeiner Weise ausgeblendet. Nach jahrzehntelanger Kritik dieser Art der Psychologie, wurde ihr (v.a. 1983) etwas gegenüber gestellt: der Begründungsdiskurs; er ist anderer Natur. Hier wird nicht davon ausgegangen, dass Menschen *bedingt reagieren*; sondern es wurde historisch-empirisch hergeleitet, dass Menschen begründet handeln. Dies, weil es im Mensch-Welt-Verhältnis eine *Möglichkeitsbeziehung* gibt, in welcher das Subjekt sich entscheiden kann. Dies resultiert daraus, dass die menschliche Natur, anders als andere Lebewesen, eine gesellschaftliche ist. D.h. der Mensch ist Subjekt, welches sich die objektiven Lebensbedingungen, unter denen es lebt, selbst herstellt, erhält und verändert. Menschliches Handeln ist daher *in den Lebensbedingungen subjektiv* begründbar (Holzkamp, 1983: 352). Zu diesen genannten Punkten nun Genaueres.

Gründe sind immer subjektiv, weil sie auf **Bedürfnisse** verweisen: jede subjektive „Handlungsbegründung [ist] auf die mit der Handlung als erreichbar angesehene verbesserte (bzw. nicht verschlechterte) Bedürfnisbefriedigung und Lebenserfüllung in >menschlicher< Qualität verallgemeinerter Vorsorge [bezogen]“ (Holzkamp, 1983: 349f). Das heißt, Handlungen sind von »je mir«[21] (soweit sie bewusst sind) »gut« begründet – also **subjektiv funktional**, weil sie der Verbesserung oder doch mindesten dem Erhalten meiner Bedürfnisbefriedigung dienen. Holzkamp (1983) erläutert, dass eine Handlung, wie »frei« sie auch sein mag, für »mich« als Subjekt immer aus meiner »menschlich« qualifizierten Bedürfnislage begründet ist (350); „(…) aus dem inhaltlichen Bedürfnisbezug von Handlungsgründen bestimmt sich mithin unser Funktionalitätsbegriff in seiner subjektwissenschaftlichen Spezifikation“ (Holzkamp 349f).

20 Bei dieser Forschung wird auch vom *MitforscherInprinzip* gesprochen, weil das Subjekt, statt auf der Beforschtenseite, auf der ForscherInnenseite steht (Holzkamp, 1983: 544ff).

21 »Je mir« bzw. »je ich« soll im Folgenden einen verallgemeinerten Subjektstandpunkt verdeutlichen. Er schließt jeweils alle Ichs dieser Welt ein (Holzkamp, 1983: 334; 547).

> In dem Satz, daß der Mensch sich nicht bewußt schaden kann, liegt (…) das einzige (…) Apriori der Individualwissenschaft wobei der Maßstab für das, was hier >schaden< heißt, allerdings nicht an äußerlichen Merkmalen, etwa körperlicher Unversehrtheit/Versehrtheit, festgemacht werden kann, sondern eben in der konkret-historischen Befindlichkeit des jeweiligen Individuums liegt (…). So gesehen ist also jede Handlung, soweit ich sie bewußt und >begründet< vollziehe, für mich >funktional< (…). (Holzkamp, 1983: 349f)

Obwohl es dem Augenschein nach, aus der Außen-Perspektive, Menschen gibt, die sich selbst schaden (ungesund Essen bzw. bestimmte Diäten, egoistisches oder gieriges Handeln, konkurrierendes oder ignorantes Denken, Rauchen, Alkoholmissbrauch, klimaschädlicher Konsum), so ist es vom Standpunkt des handelnden Subjekts »gut« begründbar, heißt: Es ist subjektiv funktional.

> Soweit (nur davon ist hier die Rede) meine Handlung meinem bewußten >Verhalten< zu meinen Lebensbedingungen entspricht (also Realisierung von Möglichkeiten [...]) kann ich mit der Handlung zwar im Widerspruch zu meinen objektiven Lebensinteressen stehen, nicht aber im Widerspruch zu meinen menschlichen Bedürfnissen und Lebensinteressen, wie ich sie als meine Situation erfahre. (ebd.)

Beispiel: Eine Person sollte eigentlich essen, verweigert aber die Nahrungsaufnahme (objektives Lebensinteresse), weil sie mit dem Hungerstreik ein ihr wichtiges Bedürfnis bzw. Lebensinteresse ausdrückt: ihren Protest gegen die repressive Entlassung aus der Arbeitsstelle aufgrund von kritischer Meinungsäußerungen über die führende politische Partei. Anzunehmen wäre, dass es doch schlecht ist nicht zu essen. »Dieser Mensch schadet sich doch«, könnte *von außen* gesagt werden. Jedoch ist die situative Lage so, dass ein Bedürfnis von je mir zurückgestellt werden kann, weil ein anderes für mich zur Erreichung meiner Lebensqualität und damit Bedürfnisbefriedigungen wichtiger ist[22].

So ist auch Arbeitslosigkeit zwar eine objektive Bedingung, aber wie ein Mensch sich dazu verhält, ist begründet und nicht vorherbestimmt und daher auch keine verallgemeinerbare *Wirkung*. Nun gilt es das Objektive mit dem Subjektiven begrifflich zu verbinden: Der Begründungsdiskurs stellt dafür ein Wort zwischen Individual- und Gesellschaftstheorie bereit: Prämissen.

3.2.2.1. Prämissen.

Aus den bedeutungsvollen Bedingungen (siehe unten) kann ein Individuum für sich relevante Prämissen heraus gliedern, nach denen es sein Handeln – subjektiv funktional – begründet. Sprich: ein Bedingungs-Begründungs-Zusammenhang (353). Prämissen entstehen also wenn je ich

22 Dieser Grund macht auch die Hierarchisierung der Bedürfnisse, wie sie von Abraham Maslow i.e.S. dargestellt wurde, inakzeptabel und wurde von Jahoda (1983) als falsch und politisch reaktionär kritisiert.

Bedingungen – d.h. historisch gesellschaftliche Handlungs*notwendigkeiten* – für mich als individuelle Handlungs*möglichkeit* wahrnehme und für mich *akzentuiere*. Beispiel: »Ärzte braucht das Land«; Menschen müssen in bestimmten Situationen versorgt werden: Das entspricht der gesellschaftlichen Handlungs*notwendigkeit*. Je Ich kann also entscheiden, die Möglichkeit Ärztin zu werden zu realisieren bzw. dort als Ärztin hingehen, wo ich gebraucht werde oder besser bezahlt werde: Dies entspricht der individuellen Handlungs*möglichkeit*.

Prämissen sind zwar in den Lebensbedingungen begründet, aber dies sei auf zweierlei Weise zu verstehen. Holzkamp erklärt:

> [mit den] >Bedingungen< menschlicher Lebenstätigkeit [sind] nicht nur die äußeren Lebensbedingungen [gemeint], sondern auch die personalen Bedingungen (…), wie sie als Realisierungen menschlicher Entwicklungspotenzen in früheren Auseinandersetzungen mit den >äußeren< Lebensbedingungen >realbiographisch< sich herausbilden: Auch sie gehören mithin zu den >Prämissen< der subjektiven Begründungszusammenhänge. (Holzkamp, 1983: 353)

Die subjektive Prämissenlage kann deswegen auch widersprüchlich sein, weil auch Bedingungen widersprüchlich sein können. Sie finden sich in Weisen (bzw. Formen), also in Denkweisen, Handlungsweisen, Beziehungsweisen etc. wieder.

In den Prämissen überschneiden sich das Subjektive und das (objektiv) Gesellschaftliche (siehe Abbildung 1), weil je ich aus der objektiven Ebene bestimmte Bedingungen/Bedeutungen für je mich als relevant ansehe/ansah, sie daher für je mich zu Prämissen mache nach denen je ich mein Handeln begründe. Dieser Vorgang kann auch unbewusst verlaufen und/oder für je mich eben als das Naheliegendste oder einzig Wahrgenommene erscheinen. Also nicht Bedingungen, die auf das Individuum wirken wie Reize im variablen-psychologischen Ansatz; noch sind Bedingungen isoliert und Bedeutungen auf subjektive Konstruktionen verschoben, wie in subjektivistischen bzw. einigen psychodynamischen/-analytischen Ansätzen (siehe ebenfalls Abbildung 1). Holzkamp (1983) schreibt, dass diesen beiden Positionen (und dem Hin- und Herschwanken zwischen beiden) die gleiche *Ausgrenzung* der gesellschaftlich-individuellen *Wirklichkeit* des Subjekts als Schöpfer der Lebensbedingungen, unter denen es existiert, zugrunde liege (536). In einem Fall (erster Kasten in Abbildung 1), fügt Holzkamp (1983) an, wird das handelnde Subjekt ›kontrollwissenschaftlich‹ als Epiphänomen seiner fremdgesetzten

Abbildung 1. Drei Ansätze: variablenpsychologischer, subjektivistischer und Kritisch-psychologischer. (Aus: Meretz, 2012: 130)

Lebensbedingungen in die ›black box‹ verbannt und im anderen Fall (mittlerer Kasten in Abbildung 1) wird das in der ›black box‹ hockende Subjekt und seine in der Getrenntheit von den objektiven Lebensbedingungen liegende Ohnmacht universalisiert und stilisiert (ebd.). Forschen vom Subjektstandpunkt ist daher nicht subjektivistisch, weil subjektivistisch bedeuten würde den Menschen isoliert von seiner Welt bzw. der Gesellschaft zu erfassen.

In der alltäglichen Kommunikation wird über die Mitteilung von Gründen und Prämissen überhaupt erst intersubjektiv eine **Verständigung** ermöglicht (Markard, 2009). Erst über das Reflektieren der Gründe (und Prämissen) werden Handlungen und Erfahrungen für mich und andere nachvollziehbar – ohne die Gründe erscheinen Handlungen und Erfahrungen willkürlich. Es ist jedoch auch möglich in das Pendant des Begründungsdiskurses zu geraten – also in den Bedingtheitsdiskurs, indem bspw. gesagt wird, jemand sei »faul«, nicht »richtig motiviert« oder hätte sich »schlecht qualifiziert«; dies beschreibt – wenn überhaupt – die *Erscheinung* mancher arbeitsloser Menschen und spricht ihnen gleichzeitig ihre Gründe ab. Indem nicht mehr die subjektiven Gründe auftauchen, werden Subjekte zu Objekten mit der jeweiligen Eigenschaft oder Diagnose. Die Handelnden werden, so schreiben Erckmann & Zander (2011) in populärwissenschaftlicher Literatur, „nicht als Subjekte betrachtet, vielmehr erscheinen Erleben und Verhalten als bloße Resultate von Bedingungen. Je nach Theorie fehlt den Betroffenen lediglich Serotonin, positive Verstärkung, libidinöse Besetzung, Ich-Stärke oder Anerkennung“ (9).

> Somit ist die Begründetheit und 'Verständlichkeit' meiner Handlungen für mich und für andere auch unter der Möglichkeitsbeziehung eine 'subjektive' Existenzfrage. Soweit ich selbst und andere nicht mehr den Anspruch auf 'Verständlichkeit' an meine Handlungen stellen, nicht mehr die Handlungen unter der 'Fragestellung' ihrer Begründetheit und Verständlichkeit wahrnehmen und beurteilen, bin ich quasi aus der 'menschlichen Gemeinschaft' ausgeschlossen, meiner 'Mitmenschlichkeit', damit 'Menschlichkeit' entkleidet, also auf elementare Weise in meiner Existenz negiert.
> (Holzkamp, 1983: 351)[23]

Eine weitere Komponente, die zur Handlung und zum Denken sowie zur Verständigung hinzu kommt und bis jetzt ausgelassen wurde, ist die **Emotion**, welche quasi zwischen Denken und Handeln steht – sie gibt Auskunft über die Bedürfnisbefriedigung. Menschen können sich auch bewusst zu ihren Gefühlen verhalten. Aus der orientierungsleitenden Funktion (wie noch auf vormenschlichem bzw. tierischem Niveau) wird die „erkenntnisleitende Funktion der

23 Der Vollständigkeit halber zum Verständnis sei noch erwähnt: „intersubjektive >Unverständlichkeit< von Handlungen [ist] nicht auf deren reale >Unbegründetheit < , sondern [verweist] nur auf die Verborgenheit der >Begründungsprämissen<“ (Holzkamp, 1983: 371)

Emotionalität“ (Holzkamp, 1983: 333; vgl. auch dazu Osterkamp, 1999). Emotionen sind »Botschafter« über Art und Weise meiner Bedürfnisbefriedigung.

Dazu wieder ein veranschaulichendes **Beispiel als Resümee** des Gesagten: Wenn es draußen regnet, kann ich mich eines Schirmes bedienen. Es ist nicht so, dass wenn es regnet, alle Menschen einen Regenschirm nähmen, obwohl dies statistisch wahrscheinlich bestätigt werden könnte. Dieses deterministische Wenn-Dann-Menschenbild (»wenn es regnet, dann nimmt sie einen Schirm«), lässt die *Gründe* außen vor (Bedingtheitsdiskurs). Denn je ich verwende den Regenschirm, *weil* ich gesund bleiben oder meine Frisur erhalten möchte. In einer anderen Situation entscheide ich mich vielleicht gegen einen Regenschirm, weil ich es genieße durch den Regen nass zu werden. Das heißt also ich handle »gut« begründet, d.h. subjektiv funktional, abhängig von den gesellschaftlich historisch gegebenen (Denk- und) Handlungsmöglichkeiten (Begründungsdiskurs). Der Regenschirm (als Mittel zum Leben) ist gesellschaftlich-historisch, denn er muss erst erfunden sein und mir zur Verfügung stehen: d.h. gedacht, produziert und dessen Verwendung vermittelt. Des weiteren muss ich auch über bestimmtes Wissen verfügen; wie vielleicht: Wenn ich nass werde, wird mir später kalt und ggf. könnte die temporäre Unterkühlung einen Schnupfen nach sich ziehen. Dies sind *Denkmöglichkeiten* (bzw. Diskurse), zu denen ich mich, wie auch zur Handlung, *bewusst verhalten* kann. Je nach dem welcher Erklärungs-Diskurs vorherrscht, erscheint mir die eine oder andere Denk- und Handlungsweise womöglich naheliegender. Das Verständlich-machen von Handlungen über Gründe und Prämissen gilt – in der Kritischen Psychologie – als elementar. Wären Handlungen vorherbestimmt bzw. bedingt oder dem Anspruch nach nicht mehr aus dem Subjekt heraus verständlich, würde dies also der Ausschluss aus der menschlichen Gemeinschaft oder eine Entkleidung der Menschlichkeit bedeuten, wie Holzkamp (1983) schreibt (s.o.). Die Frage nach den subjektiven Handlungsgründen dient also als „Vermittlungsbegriff zur Fassung des Verhältnisses von objektiven Bedingungen und subjektiver Realisierung durch das Individuum“ (Meretz, 2012: 87).

3.2.2.2. Handlungsfähigkeit.

Die Handlungsfähigkeit lässt sich als „die Verfügung des Individuums über seine eigenen Lebensbedingungen in Teilhabe an der Verfügung über den gesellschaftlichen Prozeß (…) charakterisieren“ (Holzkamp; 1983: 241).

Die Welt offenbart sich immer als Möglichkeit; das Mensch-Welt-Verhältnis ist eine **Möglichkeitsbeziehung**. Ich hatte oben festgestellt, dass weder Befindlichkeiten noch Handlungen determiniert/vorherbestimmmt/bedingt sind; sie sind aber „notwendig in meinen

Lebensbedingungen für mich >begründet<“ (Holzkamp, 1983: 349). Die Handlungsfähigkeit geht mit der Möglichkeitsbeziehung[24] einher: „die in der Möglichkeitsbeziehung liegende subjektive >Freiheit< des So-und-auch-anders-Könnens“ (ebd.).

In diesem Verhältnis gibt es **grundsätzlich zwei Handlungsrichtungen**. Zum einen kann je ich meine Handlungsfähigkeit oder Daseinserfüllung unter Akzeptanz gegebener Bedingungen behaupten (Holzkamp, 1983: 386) – dies ist (oftmals das naheliegende Moment) die sogenannte **restriktive** Handlungsfähigkeit: handeln unter gegebenen Restriktionen bzw. Rahmenbedingungen, Vorgaben etc. Oder zum anderen kann je ich danach streben selbst Verfügung über die Bedingungen der Daseinserfüllung zu erlangen, indem je ich Zugriff auf die Handlungsbedingungen erlange und sie verändere (ebd.: 386). D.h. also „>in der Hand< der betroffenen Subjekte, also von >je mir<“ (ebd.: 496) Handlungsmöglichkeiten zu erweitern. Dies beschreibt das überschreitende Moment, die **verallgemeinerte** Handlungsfähigkeit, welche kein Zustand, sondern eine Perspektive bezeichnet, die die „vorhandene zweite Möglichkeit sichtbar, denkbar, fühlbar und handelbar machen soll“ (Meretz, 2011: 4).

Handeln kann zwar nicht nach dieser Dualität bewertet werden, noch sind dies Eigenschaften. Sondern „diese beiden grundsätzlichen Handlungsrichtungen – restriktive und verallgemeinerte Handlungsfähigkeit (…) sind Verständigungsbegriffe über das, was wir täglich tun“ (ebd.). Darüber hinaus sei zur verallgemeinerten Handlungsfähigkeit gesagt, dass es ein Prozess ist, „der perspektivisch darauf abzielt, gesellschaftliche Verhältnisse durchzusetzen, in denen die ›freie Entwicklung eines jeden die Bedingung für die freie Entwicklung aller ist‹ (Kommunistisches Manifest)“ (ebd.; vgl. auch Markard, 2009: 146). Hier liegt *die emanzipatorische Stoßrichtung* der Kritischen Psychologie[25].

Die (Bedürfnis-) **Grundlage** für die Handlungsfähigkeit wird auch unter dem Begriffspaar der produktiven und sinnlich-vitalen Bedürfnisse gefasst. Produktive Bedürfnisse sind demnach das, was letztlich handlungsfähig macht: Sie sind auf die Teilhabe an der Verfügung bezogen, auf den gesellschaftlichen Prozess der Reproduktion und Produktion der Lebensbedingungen bzw. der Mittel zum Leben (Holzkamp, 1983: 241ff; Meretz 2012: 147f). Daher machen sie die Qualität der Befriedigung von sinnlich-vitalen Bedürfnisse aus (Holzkamp, ebd.). Die sinnlich-vitalen

24 Die Möglichkeitsbeziehung wiederum resultiert aus der gesamtgesellschaftlichen Vermitteltheit individueller Existenz, oder kürzer: aus der Vergesellschaftung (siehe Abschnitt zu Gesellschaft)

25 Im Wort „verallgemeinert“ steckt das auch drin: *für alle gemeinsame* Handlungsfähigkeit herstellen. Manchmal werden auch anstatt zwei, drei Handlungsrichtungen unterschieden: zwischen ihnen stünde demnach noch die „erweiterte“ Handlungsfähigkeit. Denn je ich kann den Grad meiner Freiheit, also der Handlungsmöglichkeiten im Modus der restriktiven Handlungsfähigkeit *erweitern*, habe damit aber nicht per se Bedingungen für eine *verallgemeinerte* Handlungsfähigkeit verändert (Dennis Neumüller und Stefan Meretz im Vortrag zu Handlungsfähigkeit auf der Ferienuni Kritische Psychologie 2016: persönliche Mitschrift TWA).

Bedürfnisse (auch Primärbedürfnisse) sind die, die sich auf die individuelle Lebenssicherung, die Fortpflanzung etc. beziehen. Ihre Befriedigungs*qualität* hängt, wie gesagt, von dem Grad der Realisierung der produktiven Bedürfnissen ab[26] (ebd.). Mit der Perspektive des Subjektstandpunktes und dieser Bedürfnisgrundlage wird es ermöglicht, laut Schumak & Schultz (2001), nach den „Möglichkeiten und Einschränkungen der Handlungsfähigkeit zu fragen, um [bei Arbeitslosigkeit] das ‚Elend der Ausgeliefertheit' zu benennen und perspektivisch auch zu überwinden (66).

Dass ohne Arbeitsstelle *gänzlich* Handlungsfähigkeit verloren gehen könnte, ist jedoch ausgeschlossen, weil Handlungsfähigkeit immer gegeben bzw. menschlich genuin ist. Ob erwerbstätig oder erwerbslos, es kann nur den *Grad* und die *Art* der Handlungsfähigkeit beeinflussen. Holzkamp (1983) schreibt zu diesem Aspekt, dass die sogenannte „>zweite Möglichkeit< der Verfügungserweiterung nach Art und Ausmaß selbst wieder von den objektiven Lebensbedingungen abhängt" (355; Hervorhebungen entfernt TWA). Dies schließt nicht ein, dass sich diese zweite Möglichkeit jemals durch die Lebensverhältnisse »auf null« reduzieren ließe (ebd.). Das Individuum kann sich, konstatiert Holzkamp (1983), „auch zu noch so gravierenden Einschränkungen seiner Handlungsmöglichkeiten selbst wieder bewußt >verhalten<, indem es die darin liegenden, wie immer minimalen Möglichkeiten der Verfügungserweiterung in >begründeten< Handlungen realisiert (…)" (ebd.). Die damit erreichbaren Erweiterungen der Bedürfnisbefriedigung und Daseinserfüllung werden nicht in ihrer absoluten Ausprägung, so Holzkamp (1983), sondern als Richtungsbestimmungen zur Verbesserung meiner Befindlichkeit verstanden (ebd.) Daher geht die inhaltliche Basis der Handlungsbegründungen quasi über den gegebenen Zustand hinaus (ebd.). Der Mensch, schreibt Holzkamp (1983), „ist also durch seine >doppelte< Möglichkeitsbeziehung des bewußten >Verhaltens< innerhalb subjektiver Begründungszusammenhänge jeder >Bedingtheit<, Einschränkung, Abhängigkeit notwendig immer >ein Stück voraus<" (355; Hervorhebungen entfernt TWA)

Die konkretere Frage wäre inwiefern **Erwerbsarbeit** den Grad an Handlungsfähigkeit erweitert – und umgekehrt einschränkt; bzw.: Inwiefern erlange ich über einen Arbeitsplatz

26 Meretz (2012) fasst 2 Missverständnisse bezüglich der produktiven Bedürfnisse zusammen, welche Holzkamp (1983) auf Seite 242f ausführt: *Erstens* sei mit dem Begriff der produktiven Bedürfnisse weder eine Art Produktionsbedürfnis noch irgendeine individuell-kreative Aktivität angesprochen, sondern die Bedürfnisgrundlage der individuellen Teilhabe an der Verfügung über den gesamtgesellschaftlichen Produktions-/Reproduktionsprozess (78). Unter den Bedingungen der gesamtgesellschaftlichen Vermitteltheit der individuellen Existenz ist es nicht mehr möglich, die eigene Existenz vorsorgend bloß unmittelbar-kooperativ abzusichern, schreibt Meretz (ebd.). Dies geht nur mehr über die Beteiligung am gesamtgesellschaftlichen Prozess vermittelt über die jeweiligen Möglichkeiten in der individuellen Lebenslage und Position angesichts der gegebenen gesellschaftlichen Verhältnisse (ebd.). *Zweitens* dürfe die Herkunft der produktiven Bedürfnisse, schreibt Meretz (ebd.), aus dem Kontrollbedarf nicht dazu verleiten anzunehmen, der Mensch habe ein allgemeines Kontrollbedürfnis und wolle generell seine Lebensbedingungen kontrollieren. Kontrolle, schreibt er (ebd.), wäre der Versuch, die fehlende Verfügung über die Lebensbedingungen zu kompensieren und somit ein Symptom der Isolierung des Individuums von den gesellschaftlichen Verfügungsmöglichkeiten.

Verfügung über meine eigenen Lebensbedingungen und bin darüber auch an der Verfügung über den gesellschaftlichen Prozess beteiligt – und ausgeschlossen bei Arbeitslosigkeit?

Erwerbsarbeit und damit Geld, verschafft einer Person einen gewissen Grad an Verfügung über bestimmte Lebensbereiche (z.B. in welchem Stadtteil ich wohne und auch wie ich wohne; was ich esse; woran ich teilnehme; ob und wie etwas stattfindet etc.) Dieser Fakt, dass ich über Arbeit an Geld gelange, welches mir Zugang zu vielen Quellen der Bedürfnisbefriedigung verschafft, ist eventuell keine augenscheinlich psychologische Angelegenheit, hat aber mindestens psychologische Konsequenz. Denn ich bin latent gezwungen für den gewissen Grad an Verfügung über bestimmte Lebensbereiche meine Arbeitskraft zu verwerten bzw. zu verkaufen. Damit bin je ich teilhabend an diesem Vermittlungszusammenhang (dies ist eine naheliegende Handlungsmöglichkeit), um bestimmte Bedürfnisse in den vorherrschenden Formen/Restriktionen befriedigen zu können.

Dabei sei hervorgehoben, dass es Menschen (Kritisch-psychologisch begründet) **nicht** um die Arbeit, im Sinne der **Erwerbsarbeit** gehen kann, **sondern immer** um **Handlungsfähigkeit** (auch in der Arbeitslosigkeit):

> (…) ›Arbeit‹ [ist] nur soweit [ein Bedürfnis], wie sie dem Einzelnen die Teilhabe an der Verfügung über den gesellschaftlichen Prozess erlaubt, ihn also ›handlungsfähig‹ macht. Mithin ist nicht ›Arbeit‹, sondern ›Handlungsfähigkeit‹ das erste menschliche Lebensbedürfnis – dies deswegen, weil Handlungsfähigkeit die allgemeinste Rahmenqualität eines menschlichen und menschenwürdigen Daseins ist, und Handlungs**un**fähigkeit die allgemeinste Qualität menschlichen Elends der Ausgeliefertheit an die Verhältnisse, Angst, Unfreiheit und Erniedrigung. (Holzkamp: 243, Hervorhebung TWA)

3.2.2.3. Gesellschaft.

Dass Menschen diese doppelte Möglichkeit haben, und dass sie sich bewusst dazu verhalten können, und auch dass sie die Lebensbedingungen unter denen sie leben gestalten können, sind alles Aspekte ihrer Menschlichkeit sowie ihrer *natürlichen* Gesellschaftlichkeit. Die **Potenz zur Vergesellschaftung ist des Menschen Natur**: „Der Mensch gewinnt auf dem phylogenetischen Wege zur Dominanz des gesellschaftlichen Prozesses – nicht in einem metaphorischen, sondern im wörtlichen Sinne – seine >gesellschaftliche Natur<, d.h. natürliche Entwicklungspotenz zur Gesellschaftlichkeit“ (Holzkamp, 1983: 180). Dazu schreibt auch Meretz (2012): „Die gesellschaftlichen Menschen sind gleichzeitig die menschliche Gesellschaft, vermittels derer sie leben, indem sie ihre Lebensbedingungen und damit sich selbst herstellen“ (66)[27]. Eine Trennung

27 Dass sich Menschen dadurch selbst verändern, erinnert an das sich in der Einleitung befindende Zitat von Marx, der sagt, dass Menschen durch ihre Verfügung über die Natur außer sich, zugleich ihre eigene Natur – ihre Bedürfnisse

aufzumachen, wie es mir im gängigen Sprachgebrauch oftmals der Fall zu sein scheint, ist irreführend und geht bis zu negierenden Aussagen wie von Margaret Theacher (1987): There's no such thing as society. There are individual men and women and there are families (ehm. Premierministerin Groß Britanien). Jedoch gibt es keinen Menschen bzw. kein Individuum ohne Gesellschaft und vice versa; das eine gehört zum anderen – untrennbar; zumindest für die Kritische Psychologie. Dies ist ein Resultat der funktional-historischen Kategorialanalyse: Die Potenz zur Vergesellschaftung war in der evolutionären Herausbildung des Menschen das Entscheidende: Sie war ein „Selektionsvorteil" (Holzkamp 1983: 178ff), weil die Anpassung via Evolution (Mutation und Selektion) an Umweltveränderungen sehr viel langsamer funktioniere, daher gesellschaftliche Prozesse, wo Lebensbedingungen vorsorgend hergestellt werden, sehr viel schneller funktionieren (Markard, 2009: 144).

Die **individuelle Existenz** ist ab dem gesellschaftlichen Entwicklungsprozess **gesamtgesellschaftlich vermittelt** – was bedeutend für die Psyche ist, welche nun alles potenziell lernen kann was historisch-gesellschaftlich gegeben ist. Bei Primaten, vergleicht Markard (2009), resultieren Lernprozesse „im immer wieder selben Ergebnis (eines vergleichsweise breiten Verhaltenrepertoires), während beim Menschen die (…) Entwicklungsmöglichkeiten (…) historisch offen und unabschließbar sind" (147). Zum Veranschaulichen: In der Entwicklung sind seit den „ersten Werkzeugkulturen 40.000 Jahre, seit der Jungsteinzeit bis heute erst etwa 10.000 Jahre vergangen, seit der antiken Kultur (…) keine 3000 Jahre" (ebd.: 144) und seit der digitalen Revolution nur circa 20 Jahre vergangen. Das heißt, diese rasanten Entwicklungen *können* mit einer Entwicklung der genetischen Grundlage nichts zu tun haben (ebd.: 144), da außerdem das menschliche Genmaterial seit etwa 40.000 Jahren unverändert geblieben ist (ebd.). Entwicklungsprozesse sind daher beim Menschen nicht evolutionär, sondern innergesellschalftlicher Art.

Gesellschaftlichkeit heißt weiterhin zum einen, dass die Produktion von etwas und dessen individueller Nutzung nicht unmittelbar verbunden sind, sondern auseinander fallen können. Dies nennt sich auch die Unmittelbarkeitsdurchbrechung (Holzkamp 1983: 193). Ich muss mir mein Haus nicht selber bauen, mein T-shirt nicht selber nähen etc. Zum anderen bekommt dabei der einzelne Mensch eine neue Qualität: Im Gegensatz zu Tieren, wo die Arterhaltung Vorrang hat, so ist bei Menschen die **Sicherung der Einzelnen** das Ziel (Meretz 2012: 64).

> Indem die Individuen beginnen, in gemeinschaftlicher Umweltverfügung ihre Lebensmittel und Lebensbedingungen selbst zu produzieren, ist hier die Existenzerhaltung der Einzelindividuen das bewußt angestrebte Ziel, das allerdings <u>nur</u>

– verändern (s.o.)

> über Beiträge vom Einzelnen zur Produktion und Reproduktion des gesellschaftlichen Lebens, das die je individuellen Lebensmittel und -bedingungen einschließt, erreicht werden kann. (Holzkamp, 1983: 190; Unterstreichung und Entfernung des Kursiven TWA)

Von Meretz wird zu dieser Aussage hervorgehoben, dass es sich hier um keine normative Aussage, sondern um eine kategoriale handle: Die Gesellschaft sei dazu da, damit die Einzelnen ihre Existenz sichern können und nicht umgekehrt (Meretz, 2012: 64). Ob jedoch tatsächlich die Gesellschaft die individuelle Existenz sichert, hängt von der historisch-spezifischen Form ab und wurde bis dato für alle Menschen nicht erreicht[28]. Eine Gesellschaft, so Meretz (2012), in der tatsächlich alle Menschen ihre Existenz nach dem jeweiligen Stand der Bedürfnisbefriedigungsmöglichkeiten *würdig* erhalten, sei aber im Prinzip realisierbar (64).

Position und Lebenslage sind zwei weitere Begriffe, welche ich an dieser Stelle noch einführen möchte, die sich mit der Gesellschaft und dessen arbeitsteiliger Struktur herausbilden. Die **Position** ist ein bestimmter Ausschnitt, wo Möglichkeiten gegeben sind, mit Beiträgen zur „Erhaltung oder Veränderung gesellschaftlicher Prozesse die Bedingungen der eigenen Existenz zu erhalten oder zu entfalten“ (Holzkamp, 1983: 196). Es sind also Beiträge des Individuums innerhalb der arbeitsteiligen Struktur zur Reproduktion/Produktion der Lebensmittel bzw. -bedingungen gemeint. ›Positionen‹, schreibt Holzkamp (1983), „sind also Inbegriff unterschiedlicher notwendiger und aufeinander bezogener Teilarbeiten in ihrer historischen Bestimmtheit durch den jeweiligen Entwicklungsstand der objektiven arbeitsteiligen Organisation des gesellschaftlichen Lebens“ (196). Von der historisch bestimmten Eigenart der Position hängt es ab, inwiefern dadurch Einfluss auf den gesellschaftlichen Prozess sowie auf eigene Lebensumstände gewonnen werden kann. Zum Beispiel kann sich die Position in der historischen Form des Berufs realisieren, aber auch anderweitig (ebd.).

Die **Lebenslage** schließt die Position mit ein, geht aber darüber hinaus, ist teilweise davon abhängig, geht jedoch nicht darin auf. Sie ist „Inbegriff der gesellschaftlich produzierten gegenständlich-sozialen Verhältnisse vom realen Standort des Individuums“ (Holzkamp 1983: 197). Beispiele, die dazu zählen wären u.a. Wohnort oder Freundeskreis. Denn meine Lebenslage *kann* zwar von meiner Position (Job, Lohn, Status, Wohnort und -viertel etc.) abhängen, aber auch über die Position hinaus existieren.

---

28 Dies z.B. weil 795 Millionen Menschen hungern und alle zehn Sekunden ein Kind an den Folgen von Mangel- und Unterernährung weltweit stirbt, schreiben Welthungerhilfe.de, bei gleichzeitigem Wegwurf von über 18 Millionen Tonnen Lebensmitteln pro Jahr in Deutschland (laut der WWF: Das große Wegschmeißen, 2017)

Diese Begriffe sind relevant, weil sie die gesamtgesellschaftliche Vermitteltheit individueller Existenz verdeutlichen. In der Reiz-Kategorie traditionell-psychologischer Methodik, lässt sich auch diese menschliche Qualität nicht erkennen (ebd.: 198).

3.2.3. BEDINGUNGEN

Arbeitslosigkeit als psychologisches Thema ist schwer zu greifen. So hatte schon Wacker (2001) bemerkt, dass es sich in Forschungsstudien eigentlich um abgeleitete Phänomene handele und nicht mehr um die Arbeitslosigkeit selbst; Holzkamp (1986) warf der Variablenforschung vor gänzlich ihren Gegenstand zu verfehlen und meinte damit die Arbeitslosigkeit als Gegenstand, bzw. Forschen vom Standpunkt des Subjekts, wie es die Welt handelnd, denkend, fühlend erfährt.

Warum die Psychologie Schwierigkeiten mit dem Thema Arbeitslosigkeit hat, könnte u.a. am Begriff selbst liegen: Sedmak (2009) beschreibt den Begriff der Arbeitslosigkeit als einen Begriff zweiter Ordnung und begründet dies damit, dass Arbeitslosigkeit ohne Vorwissen nicht beobachtbar ist (152). Sein „Kunstgriff" (ebd.: 147) bedient sich folgender Vorstellung: Käme ein externer Wissenschaftler ohne relevantes Hintergrundwissen auf die Welt – ein Alien/Außerirdischer – könnte er einen Menschen, der auf einem Amt wartet, nicht unterscheiden von einem, der am Bahnhof wartet; eine Person, die Handlungen der Arbeitssuche zeigt, wie Recherchieren und Bewerbungen schreiben, nicht von einer unterscheiden, die im Büro sitzt: „es gibt jenseits der bürokratieinduzierten Interaktionen keine ›typischen‹ Handlungen der Arbeitslosen" (Sedmak, 2009: 152). Das heißt: „Der Begriff der Arbeitslosigkeit ist also als Begriff zweiter Ordnung zu verstehen, der sich nicht auf eine beobachtbare Welt, sondern auf ein strukturiertes Sozialsystem bezieht" (154) – also auf die gesellschaftliche Bedeutungsstrukturen (Holzkamp, 1983).

Die Bedingungen sind historisch spezifisch und ergeben sich aus der jeweiligen Form der Vergesellschaftung. Die Bedingungen wären u.a. getrennte, private Produktion von Waren zum Tausch auf dem Markt mit dem Resultat der Konkurrenz sowie des Profitszwangs – sie an dieser Stelle nach zu zeichnen, würde jedoch den Rahmen dieser psychologischen Arbeit übersteigen. Bedingungen liegen auf der gesellschaftstheoretischen Ebene. „Auf dieser Ebene gründet sich die Kritische Psychologie im historischen Materialismus[29]" (Holzkamp, 1983: 27) des traditionellen Marxismus (siehe Meretz, 2012: 10f sowie 69ff & 95ff), „(…) insbesondere in der >Kritik der

29 die Kritische Psychologie gründet sich im historischen Materialismus *des traditionellen Marxismus*, wie Stefan Meretz aufzeigt, kritisiert und an die wertkritische Lesart von Marx anpasst (siehe Meretz, 2012: 10f sowie 69ff & 95ff), so dass nun auch gesagt werden könnte, die Kritische Psychologie gründet sich im historischen Materialismus des (Neo-, Post-, oder wertkritischen) Marxismus

politischen Ökonomie< des Kapitalismus, wie sie von Marx im >Kapital< entfaltet wurde“ (Holzkamp, 1983: 27).

3.2.4. LEBENSFÜHRUNG

Das Konzept der alltäglichen Lebensführung dient als besondere Perspektive – vom Subjektstandpunkt auf die Welt. Entstanden ist es mit dem Fokus auf Lernverhältnisse: dass sich ein gelingendes Lernen nicht aus den universitären Lernbedingungen und der studentischen Lernbereitschaft ergibt, sondern die alltägliche Lebensführung ausschlaggebend ist, ob Studierende physisch und/oder mental präsent sind; also wie Menschen es schaffen die Erfordernisse aus verschiedenen (Lebens-) Bereichen „unter einen Hut zu bekommen“ (Holzkamp, 1995: 1).

Für die vorliegende Arbeit sind u.a folgende Aspekte interessant. Zum einen die Routinisierung oder Zyklizität des Alltags, die dafür sorgen, dass das Leben *weitergeht* und darüber hinaus entlasten, da nicht jede Handlung neu begründet werden muss oder Klarheit darüber verschafft werden muss, ob die Handlung in je meinem Lebensinteresse liegt (Holzkamp, 1995). Zum anderen der Aspekt, dass Lebensführung immer auch eine aktive Leistung des Individuum ist. D.h., dass das Individuum über eine relative Autonomie gegenüber den Lebensbedingungen verfügt bzw. das Individuum in einer *doppelten Möglichkeitsbeziehung zur Welt* steht, in der es das Gegebene reproduzieren und/oder die Bedingungen unter denen es lebt verändern kann (ebd.; und siehe auch Abschnitt zur Handlungsfähigkeit sowie Abschnitt zur Gesellschaft). Außerdem können – aus der Perspektive der alltäglichen Lebensführung – objektive Handlungsmöglichkeiten und Handlungsbeschränkungen (zur je individuellen Entfaltung) untersucht werden (ebd.).

Von Schumak und Schultz (2001) werden die Veränderungen durch Arbeitslosigkeit im Alltag beschrieben: Der übliche Jahres-, Monats-, Wochen- und v.a. Tagesrhythmus ist um Arbeit strukturiert – heißt grob: Aufstehen, Erwerbsarbeit, Reproduktionstätigkeiten, Freizeit und Schlafen (16). In der Arbeitslosigkeit gibt es erst einmal weniger Fixpunkte (Essen, Hausarbeit, Schlafen, ...), wobei es prinzipiell egal wird, wie Schumak & Schultz (2001) beschreiben, wann was erledigt ist; bei den meisten Erwerbslosen kommt die (z.T. erzwungene) Arbeitssuche hinzu, jedoch als permanente Anforderung (ebd.). Ich kann die Bewerbungen jeder Zeit anfertigen; dies ist sozusagen die Aufgabe als Erwerbsloser. „Leider hat diese Tätigkeit auch kein ‚natürliches‘ Ende: Bewerben und Qualifizieren kann man sich nie genug, denn es gibt nur ein Kriterium, wann es genug war: Der Erfolg durch das Finden eines Arbeitsplatzes“ (ebd.). Dies macht die frei gewordene Zeit zu einer paradoxen Situation, denn es gibt immer etwas zu tun: Bewerbungen, Qualifikationen, Kontakte knüpfen etc.: „Der bisher ausgebliebene Erfolg scheint die Notwendigkeit zu belegen“ (ebd.). Wenn

es keine zeitlichen Verpflichtungen zur Orientierung gibt, dann gibt es auch keine Notwendigkeit eine bestimmte Aufgabe jetzt zu machen und nicht auch morgen (Schumak & Schultz, 2001): Es gibt immer noch etwas Wichtigeres gerade jetzt. Dies betrifft den Aspekt der *aktiven Leistung des Individuums ihr Leben zu führen*: Wenn ich nirgends mehr eingebunden bin, wofür es sich lohnt morgens aufzustehen, wofür dann aufstehen (ebd.).

4. (WIE) LÄSST SICH PSYCHISCHE DEPRIVATION KRITISCH-PSYCHOLOGISCH REINTERPRETIEREN?

Ich werde Begriffe oder Annahmen von Jahoda nehmen, die ich oben darstellte und sie als *Vorbegriffe* behandeln. Das heißt, ich werde sie auf inhaltliche Vorannahmen prüfen (sowie auch, ob sie sich auf der Erscheinungsebene befinden) und sie dann kritisch-psychologisch kritisieren bzw. reinterpretieren – mit dem Material der Kritischen Psychologie wie oben dargestellt. Ich werde, wo nötig, eine knappe inhaltliche Erläuterung der Vorbegriffe wiederholen.

Weil die Erfahrungen aus den »latenten Funktionen« der Erwerbsarbeit, welche laut Jahoda (1983) Bedürfnisse repräsentieren, sich aus dem „Zwangsaspekt der Erwerbstätigkeit" (153) ergeben, möchte ich Jahodas Vorbegriff von Bedürfnis als erstes prüfen und diesem das Konzept der Handlungsfähigkeit entgegensetzen sowie anschließend prüfen, inwiefern Bedürfnisse unter Zwang zu befriedigen sind. Darauf folgt ein Vergleich von Jahodas Forschungsdesign im Modus der Bedingtheit, mit der Möglichkeit im Modus der Begründetheit zu forschen. Weiterhin widme ich mich den über-individuellen bzw. kollektiven Zielen, welche im Konzept der Handlungsfähigkeit aufgehen. Für die Zeitstruktur sowie für die regelmäßige Tätigkeit, die Jahoda der Erwerbsarbeit zuspricht, finden sich in der Kritischen Psychologie die Erwerbsarbeit überschreitenden Begriffe: Routinesierung und Zyklizität. Zuletzt möchte ich mich der »manifesten Funktion« zuwenden, welcher mit der Kritischen Psychologie mehr psychischer Gehalt zukommt.

4.1. Bedürfnisse & Zwang vs. begründete Handlungsfähigkeit

Zwei Dinge möchte ich im Folgenden aufgreifen: 1. Jahodas *Vor*begriff von Bedürfnis: Woher kommen die Bedürfnisse? 2. Bedürfnisinhalt: Sind Bedürfnisse nur durch Zwang zu befriedigen? Beidem werde ich die Kritische Psychologie gegenüberstellen: Konzept der Handlungsfähigkeit und vom Begründungsdiskurs.

4.1.1. BEDÜRFNISSE BEI JAHODA VS. KONZEPT DER HANDLUNGSFÄHIGKEIT. Was Jahodas Konzept von Bedürfnissen ist, wurde bereits oben ausgeführt: Sie sind etwas Gelerntes, was auch wieder verlernt werden kann; sie entwickeln sich in Abhängigkeit vom Ein- oder Ausschluss des Individuums von den Normen der »größeren Gesellschaft« bzw. *bedingt* von den Sozialisationsbedingungen und jeweiligen Lebensumständen. Dies meint die »latenten Funktionen«, welche lediglich Bedürfnisse repräsentieren. Was Bedürfnisse nun eigentlich sind – bleibt bei Jahoda (1975; 1983) offen[30]; oftmals benutzt sie die Begriffe Bedürfnis und latente Funktion auch synonym, weshalb es nahe liegt anzunehmen, sie meine, die fünf latenten Funktionen seien Bedürfnisse. Zentral erscheint mir Jahodas (1983) Aussage, dass die „psychischen Bedürfnisse, denen die Erwerbstätigkeit abhilft, wahrscheinlich tiefer und dauerhafter sind als die institutionellen Einrichtungen, an die wir uns zu ihrer Befriedigung gewöhnt haben“ (102f). Erwerbsarbeit ist i.d.S. die Form, je meine Bedürfnisse zu befriedigen.

Jahodas Theorie hat keinen präzisen Begriff von Bedürfnissen, sondern beobachtbare Beschreibungen von Menschen in Arbeit und in Arbeitslosigkeit, in denen sie ein verallgemeinerbares Streben und Befinden der Menschen – d.h. auf der *Erscheinungsebene* – erkennt. In der mir vorliegenden Literatur Jahodas (1975 & 1983) konnte ich auch keinen ausgewiesenen Begriff vom Menschen finden, welcher jedoch nötig wäre, um sich auch einen von menschlichen Bedürfnissen zu machen.

Anders in der Kritischen Psychologie: Hier wurde über die historisch-empirische Kategorialanalyse ein Begriff vom Menschen und dessen Psyche entwickelt. Somit ist Bedürfnis kein Vorbegriff mehr, sondern historisch-empirisch fundiert. Das Konzept der Handlungsfähigkeit ist ein Ergebnis der historisch-empirischen Kategorialanalyse. Die Handlungsfähigkeit wurde als erstes menschliches Bedürfnis deklariert, weil damit auch immer die Verfügung über die Quellen zur Bedürfnisbefriedigung gemeint ist: D.h. es gibt zwar vielfältige Bedürfnisse (wie u.a. Essen, Schlafen, Sex etc.), aber wenn je ich über die Bedingungen zur Befriedigung keinen Zugriff habe, ist die Bedürfnisbefriedigung prekär; denn dann bin je ich an die Verhältnisse ausgeliefert (Holzkamp, 1983: 243). Menschen können teilhabend an der kooperativen Verfügung über die allgemeinen und individuellen Lebensbedingungen sein und somit über die Quellen und damit auch über die *Qualität* ihrer Bedürfnisbefriedigungsmöglichkeiten *potenziell* verfügen (ebd.). D.h. die Verfügung selbst ist ein Bedürfnis und in der Kritischen Psychologie unter dem Begriff der produktiven Bedürfnisse gefasst.

30 In ihrem Buch kritisiert sie an einer Stelle die Hierarchisierung der Bedürfnisse von Abraham Maslow, aber nicht die Bedürfnisse an sich (Jahoda, 1983: 42f).

Die „personale Verfügung über die eigenen Lebensbedingungen [ist] (…) nur als Teilhabe an der Verfügung über den gesamtgesellschaftlichen Prozeß möglich“ (Holzkamp, 1983: 363). Diese Teilhabe ist mit der Erwerbsarbeit zwar angestrebt, sie ist jedoch immer „gebrochen durch den Verwertungsstandpunkt des Kapitals, den man im Verzicht auf die unmittelbar-kooperative Erweiterung der Verfügung über allgemeine Handlungsmöglichkeiten letztlich als eigenen Standpunkt übernommen hat“ (Holzkamp 1983: 378f). D.h. es kann subjektiv funktional und naheliegend sein, innerhalb der Restriktionen – in der vorherrschenden (Arbeits-) Moral – zu handeln, um je meine Bedürfnisse zu befriedigen. Die »Bedürfnisse« bzw. »latenten Funktionen« von Jahoda sind daher als Vorbegriffe zu verstehen, weil sie alle Wahres ansprechen, aber es letzten Endes um „>Arbeit< nur soweit [geht], wie sie dem Einzelnen die Teilhabe an der Verfügung über den gesellschaftlichen Prozeß erlaubt, ihn also >handlungsfähig< macht. [Daher] (…) ist nicht Arbeit, sondern Handlungsfähigkeit das erste menschliche Lebensbedürfnis“ (Holzkamp: 1983: 243; siehe Abschnitt zur Handlungsfähigkeit)[31].

Erwerbsarbeit *vermittelt* je mir einen gewissen Grad an Handlungsfähigkeit. Die Qualität der individuellen Lebenserfüllung, schreibt Holzkamp (1983), akzentuiere sich aus der „Kraftentfaltung, dem Beziehungsreichtum etc. bei der Rückgewinnung der Handlungsfähigkeit, was (…) einen (…) Zuwachs an erfahrener Bedingungsverfügung, damit menschlicher Lebensqualität, einschließt“ (ebd.: 246).

4.1.2. SIND BEDÜRFNISSE NUR DURCH ZWANG ZU BEFRIEDIGEN?

Die andere, zweite zu stellende Frage ist ob diese Bedürfnisse oder latenten Funktionen Jahodas (1983) nur unter Zwang zu befriedigen sind. Damit wird ebenfalls deutlich inwiefern Jahoda mit ihrem Bedürfnisbegriff bzw. dem Begriff der latenten Funktionen im Bedingtheitsdiskurs steht.

Nur durch den „Zwangsaspekt der Erwerbstätigkeit“ (153), den Lebensunterhalt verdienen zu müssen, ist es möglich, die Bedürfnisse zu befriedigen – so Jahoda (1983). Anders gesagt: Erwerbsarbeit ist wichtig, weil durch die sog. Nebenprodukte der Arbeit die notwendigen Erfahrungen, welche für das psychische Befinden relevant seien, gemacht werden können. Das Problem scheint hierbei zu sein, dass es sonst keine Institution im Kapitalismus gibt, welche diese Nebenprodukte erzeugen kann – zumindest nicht so gebündelt.

Dass Menschen arbeiten wollen, unabhängig davon ob sie „zu den Glücklichen gehören, die über private Mittel verfügen“ (Jahoda, 1983: 50), liegt aus der Perspektive des Subjektstandpunkts

31 Dies schrieb Holzkamp (1983) als Kommentar zur Enthebung „aller Missdeutungen“ (243), quasi zur Unterstreichung Marx‘ Aussage von der Arbeit als erstes Lebensbedürfnis, der damit nicht Erwerbsarbeit gemeint hatte.

vermutlich an der mit der Erwerbsarbeit verbundenen Erweiterung der Verfügung über individuelle Lebensbedingung in Teilhabe am gesellschaftlichen Prozess (s.o. Handlungsfähigkeit). Damit gehen logischerweise auch soziale Kontakte, Zeitstruktur etc. einher. D.h. es kann für Menschen subjektiv funktional sein unter kapitalistischen Bedingungen sich dem Zwang hinzugeben, wenn damit in irgendeiner (auch beschränkten oder ideologisch verklärten) Weise eigene Bedürfnisse befriedigt werden können; wenn je ich im Arrangement mit den vorherrschenden Mitteln der Machtausübung es erreichen kann je meine Handlungsfähigkeit und damit auch Bedürfnisbefriedigung zu erhalten oder im Sinne des gesellschaftlich Möglichen (qualitativ oder quantitativ) zu erweitern. D.h. konkret, es kann subjektiv funktional sein den (Arbeits-) Vertrag zu unterschreiben, sich auf Zwang einzulassen, weil dies mir unter (diesen) Umständen bestimmte Handlungsspielräume eröffnen kann.

Es entspricht dem Bedingtheitsdiskurs von der Notwendigkeit des Zwangs für die Bedürfnisbefriedigung zu sprechen. Wenn es ein Bedürfnis ist, warum dann Zwang? Erst wenn es Zwang gibt, dann *wirken* Jahodas latente Funktionen, welche Bedürfnisse repräsentieren.

Im Begründungsdiskurs dagegen, also vom Standpunkt des handelnden Subjekts, lässt sich das genauer verstehen: Es gibt einen Wunsch nach Erwerbstätigkeit, weil je ich im Kapitalismus über die »manifeste Funktion« der Erwerbsarbeit – also einerseits über das Geld – an Verfügung über meine Lebensbedingungen gewinne. Darüber hinaus wird andererseits in der *Position* Erwerbsarbeit in *gemeinschaftlicher* Verfügung ein wichtiger Teil der *Lebensbedingungen* mit*gestaltet*. Dies geht einher mit dem Konzepts der Handlungsfähigkeit. Handlungsfähigkeit zu erlangen, ist für die Theorie der Kritische Psychologie das zentrale menschliche Anliegen – auch unter Zwang. Die vielleicht naheliegendste Möglichkeit Handlungsfähigkeit im Kapitalismus zu erlangen ist Erwerbsarbeit – auch wenn dies „gebrochen [ist] durch den Verwertungsstandpunkt des Kapitals“ (Holzkamp, 1983: 378). Es gibt im Begründungsdiskurs keinen Zwang, sondern nur je meine »freie«, d.h. begründbare Entscheidung dies, jenes oder nichts zu tun, unter dem historisch Möglichen. Es gibt daher – in der Kritischen Psychologie – nur eine sinnvolle Erklärung oder Legitimation von Zwang, im Sinne von Fremdbestimmung: nämlich dann, wenn er als gesellschaftlicher Handlungsrahmen gegeben und die Handlung darin subjektiv funktional ist (s.o.).

4.2. Forschungsdesign im Modus von Bedingtheitsdiskurs oder Begründungsdiskurs

Wenn Menschen von den »latenten Funktionen« längerfristig aufgrund von Arbeitslosigkeit abgeschnitten sind, schreibt Jahoda (1983), demoralisieren sie und reagieren mit den vier typischen Reaktionsformen. Hier schillert das Forschungsdesign im Modus der Bedingtheit klar durch: Jahoda

beforscht Menschen. Sie fragt nach der Wirkung von Arbeitslosigkeit bzw.: Wenn Menschen unter Arbeitslosigkeit leiden, wie reagieren sie dann.

An Jahodas Beschreibungen und Erklärungen vom Leid in der Arbeitslosigkeit ist freilich Wahres dran. Natürlich würde je ich mich von der (Arbeits-) Moral abwenden (demoralisieren), wenn ich mir von ihr nichts mehr versprechen kann – diese Moral ist nicht wie es bei Jahoda (1983) durchklingt etwas Unveränderliches, sondern verbunden mit der vorherrschenden *Weise* die Lebensbedingungen herzustellen – mit den darin liegenden Denk- und Handlungsformen. Es entspricht dem Bedingtheitsdiskurs von »Reaktionsformen« zu reden[32], weil aus der Analyse der Kritischen Psychologie hervorgeht, dass Menschen nicht auf ihre Umwelt reagieren, wie dies Tiere instinkthaft tun, sondern die Umwelt entsprechend ihren Bedürfnissen und Fähigkeiten *vorsorgend* gestalten können (Holzkamp, 1983) und sich zu Ereignissen, Dingen, Gefühlen etc. bewusst verhalten können (ebd.: 388f).

Jahoda entgeht gerade die mannigfaltige Menschlichkeit, welche in den Entscheidungen der Menschen liegt, z.B. in diese »typischen Reaktionsformen« zu gehen und auch deren Versuche des Widerstandes (vgl. Beispiel unten: Kaninchenzucht).

Konträr zum Bedingtheits- liegt der Begründungsdiskurs bzw. das Forschungsdesign im Modus der Begründetheit. Dies würde bedeuten mit den betroffenen Menschen – vom Subjektstandpunkt – nach Handlungsmöglichkeiten und -behinderungen sowie nach den Gründen zu fragen, warum Menschen in bspw. diese »Reaktionsformen« gehen und was ihnen hier helfen könnte. Im Begründungsdiskurs realisiert sich der Versuch, mit den Menschen ihr Leben zu verstehen. Daraus könnte hervorgehen, dass Arbeitslosigkeit im Kapitalismus eine Handlungsbehinderung darstellt und diese einschränkende Momente der Ausgeliefertheit etc. mit sich bringt. Die mit der Arbeitslosigkeit tendenziell einhergehende Handlungs**un**fähigkeit würde demnach „die allgemeinste Qualität menschlichen Elends der Ausgeliefertheit an die Verhältnisse, Angst, Unfreiheit und Erniedrigung“ (Holzkamp 1983: 243) aufdecken.

4.3. Über-individuelle Ziele vs. Prämissen, Handlungsfähigkeit und Position

Die über-individuellen Ziele, die kollektiven Ziele oder auch die der größeren Gesellschaft (Jahoda, 1983: 60) – alle Bezeichnungen tauchen bei Jahoda (1983) synonym auf – „transzendieren“ mit denen des Individuums in der Erwerbstätigkeit (48). „Mittels Arbeitsteilung demonstriert sie, daß die Ziele und Leistungen eines Kollektivs diejenigen des Individuums transzendieren“ (136).

32 Hier gibt es u.a. Kritik wie schon Luedtke (1998, s.o.), der auf das Auslassen von den Teilen der Population in der Marienthal-Studie verwies, welche das Dorf nach Schließung der Fabrik verließen. Und auch später gab es Studien zu den sogenannten Pro-Aktiven Arbeitslosen (s.o.). Beides stellt eine allgemeine Wirkung bzw. Reaktion von Arbeitslosigkeit bei Menschen in Frage, aber andererseits noch nicht den Bedingtheitsdiskurs an sich.

Wie ich oben bereits erwähnte, gibt es bei Jahoda (1983) keinen ausgewiesenen Begriff vom Menschen, weshalb Gesellschaft und Mensch nur auf der Erscheinungsebene beschrieben werden können.

Das *Transzendieren* der gesamtgesellschaftlichen Ziele mit den individuellen gibt es auch ähnlich in der Kritischen Psychologie. Dies muss konsequenterweise auch der Fall sein, weil Handeln (sowie Denken und Fühlen) in den Lebensbedingungen begründet ist (s.o. Begründungsdiskurs). Mit dem Begriff der *Prämissen* wird im Begründungsdiskurs gefasst (ebd.), wo Subjektives mit Objektivem sozusagen »transzendiert«, jedoch *machen* Menschen *selbst* gewisse Aspekte der Gesellschaft für sich handlungsrelevant (siehe Prämissen). Es sind demnach nicht einfach gesellschaftliche Ziele die auch für je mich gelten (Bedingtheit), sondern je ich wähle aus dem mir Möglichen (Begründetheit; Möglichkeitsbeziehung). Darüber hinaus werden Prämissen in der Kritischen Psychologie unabhängig von Erwerbsarbeit analysiert: als etwas *menschlich Genuines*, weshalb es *natürlicherweise* in der Arbeitslosigkeit sowie in der Erwerbstätigkeit vorhanden sein muss: in allen Handlungen. (Nur ändert sich ggf. die Prämissenlage). Das sind wesentliche Unterschiede zum Ansatz Jahodas.

Mehr noch: Menschen streben nach *Handlungsfähigkeit.* Erwerbsarbeit ist also *nicht* das wonach Menschen streben, sondern das dahinter Liegende bzw. mit ihr Assoziierte und i.d.S. streben Menschen nach Erwerbsarbeit „nur insoweit, wie sie dem Einzelnen die Teilhabe an der Verfügung über den gesellschaftlichen Prozeß erlaubt, ihn also handlungsfähig macht“ (Holzkamp, 1983: 243). Im Konzept der Handlungsfähigkeit steckt ein Bedürfnis nach Teilhabe an der Verfügung am gesellschaftlichen Produktions- und Reproduktionsprozess (siehe Bedürfnisgrundlage der Handlungsfähigkeit), weil das die Qualität der (sinnlich-vitalen) Bedürfnisbefriedigungen ausmacht.

Dass Ziele des Kollektivs in der Erwerbsarbeit realisiert werden, liegt auch daran, dass der Arbeitsplatz eine *Position* ist (s.o. unter dem Kapitel zu Gesellschaft): d.h. einerseits etwas „wo Möglichkeiten gegeben sind, über Beiträge zur Erhaltung oder Veränderung gesellschaftlicher Prozesse die Bedingungen der eigenen Existenz zu erhalten oder zu entfalten“ (Holzkamp, 1983: 196). Und andererseits ist die Position ein „Inbegriff unterschiedlicher notwendiger und aufeinander bezogener Teilarbeiten in ihrer historischen Bestimmtheit durch den jeweiligen Entwicklungsstand der objektiven arbeitsteiligen Organisation des gesellschaftlichen Lebens“ (ebd.). Aber auch hier ist für die Kritische Psychologie klar, dass es nicht nur um Erwerbsarbeit geht – bspw. wären, wenn vielleicht auch im geringeren Maße, Tätigkeiten wie in Vereinen, NGO‘s, Ehrenämtern oder etwas Ähnlichem als Inbegriff kollektiver Ziele denkbar.

Auch die von Jahoda (1983) angesprochene Zweckbestimmung und auch der Sinn, der sich aus der Erwerbsarbeit für die eigene Existenz ergibt, *resultieren* aus Sicht des Begründungsdiskurses weder aus dem Zwang, noch aus den darin enthaltenen kollektiven Zielen, sondern aus dem individuellen Ziel der Handlungsfähigkeit: der Teilhabe an der Verfügung über den gesellschaftlichen Prozess etc., womit das individuelle Ziel immer auch gesellschaftlich ist (entsprechenden Denk- und Handlungsmöglichkeiten). Anders gesagt: *Weil also je meine Entscheidungen* – z.B. erwerbstätig zu sein – *in den Lebensbedingungen begründet sind, sind individuelle Entscheidungen immer auch gesellschaftlich* (siehe Begründungsdiskurs).

Die Teilhabe an der Verfügung ist vorwiegend in der derzeitigen Vergesellschaftungsform über Geld, Erwerbsarbeit, Warentausch u.s.w. organisiert. Finde je ich also keine Erwerbstätigkeit die etwas produziert, das im Tausch einen Wert ergibt, so bin ich von *dieser* Vermittlungsform ausgeschlossen, (solange die mir begehrten Güter nicht auch mir gehören und nur über Tausch erhältlich sind). Vor allem hierüber lässt sich das **Gefühl** „von Ausschluss und Isolation" bei Arbeitslosigkeit erklären – es ist, wie auch Jahoda (1983) schreibt, „eine reale Einschätzung der (…) ökonomischen Situation" (48) und damit auch in Bezug zum je eigenen Leben. Sie erklärt es jedoch eher deterministisch: *wenn* Arbeitslosigkeit, *dann* die oder die Reaktionsform. Vom Subjektstandpunkt stellt sich Arbeitslosigkeit oftmals eher als eine Handlungsbehinderung dar. Und mit einer tendenziellen „Handlungsunfähigkeit [geht] die allgemeinste Qualität menschlichen Elends[, die] (…) Ausgeliefertheit an die Verhältnisse einher" (Holzkamp, 1983: 243). Die „ökonomische Einschätzung" ist also real, weil *Emotionen*, laut Kritischer Psychologie, eine erkenntnisleitende Funktion haben. *Sich also ausgeschlossen und isoliert zu fühlen, kann über die reale und drastische Möglichkeitseinschränkung sowie über den realen Ausschluss von/aus sozialen Gruppen sowie von der gemeinsamen Verfügung über Lebensbedingungen signalisierend Auskunft geben*. Es bleibt eine Frage, wie je ich mich zu den (Erklärungs-) Diskursen (objektiven Bedeutungen) verhalte, um meine Gefühle zu verstehen.

Sich wieder Arbeitsplätze zu wünschen, wie es die Arbeitslosen von Marienthal laut Jahoda (1983) taten, ist also naheliegend. Es war die alt-bekannte und noch vorherrschende Form, ein relativ eigenständiges Leben führen zu können. Das von Jahoda (1983) genannte Vorzeichen unter dem produziert wird – Profit – scheint noch aktuell zu sein. Profit ist auch ein kollektives Ziel bzw. ein gesellschaftlicher Handlungsrahmen. „Die Erwerbsarbeit", wie Jahoda (1983) resümiert, „(…) existiert nicht zu dem Zweck, diese fünf Erfahrungen zu ermöglichen. Die raison de'être der Arbeit ist die Schaffung von Gütern und Dienstleistungen unter dem Hauptaspekt des Profits" (70). An diesem Ziel bzw. an dieser Zweckbestimmung ist es für je mich naheliegend teilzuhaben. Hier, so

scheint es, geht es nicht darum ob Profit ein Bedürfnis ist oder nicht. Vielmehr geht es bei den kollektiven Zielen lediglich um die *individuelle Teilhabe am gesellschaftlichen Prozess zur eigenen Lebenssicherung* (s.o.): Deswegen wünschten sich viele MarienthalerInnen einen Arbeitsplatz.

Es ist ein Resultat der gesellschaftlichen Natur des Menschen (s.o.): Die Existenzerhaltung der Einzelindividuen ist das bewusst angestrebte Ziel, wie Holzkamp (1983: 190) formuliert. Dieses Ziel ist allerdings nur über Beiträge vom Einzelnen zur Produktion und Reproduktion des gesellschaftlichen Lebens erreichbar (ebd.). Das schließt die je individuellen Lebensmittel und -bedingungen ein (ebd.). Wenn gesellschaftliches Leben kapitalistisch organisiert ist, dann ist es subjektiv naheliegend, dass je ich auch daran teilhabend versuche meine Existenz zu sichern.

4.4. Zeitstruktur & regelmäßige Tätigkeit vs. Zyklizität & Routinisierung

Ich lege Zeitstruktur und regelmäßige Tätigkeit hier zusammen, weil sich beide auf eine zeitliche Strukturierung von Tätigkeiten beziehen, wie auch die Kritisch-psychologischen Begriffe: Zyklizität und Routinisierung des Alltags.

Menschen in Industriestaaten seien es ein Leben lang *gewohnt,* einen durch *Institutionen strukturierten* Tag zu haben (Jahoda, 1983). Nicht nur in der Erwerbsarbeit, sondern auch bereits in der Schule, wird ihnen der Tag vorstrukturiert. So sei „(…) jedermann in einer Industriegesellschaft (…) an feste Zeitstrukturen gewöhnt –, aber auch daran, sich über diese zu beklagen“ (ebd.: 45). Zur Erklärung, dass für arbeitslose Menschen die „Zerstörung ihrer gewohnten Zeitstruktur“ (47) zu einer schweren psychischen Belastung wird, argumentiert Jahoda (1983) mit dem Verlust von *Gewohnheit* sowie von *institutioneller Strukturiertheit* und mit der darauf folgenden Langeweile, Zeitverschwendung und *Bedeutungslosigkeit* von Zeiten und Terminen.

Ich beginne mit der Gewohnheit: Sie hat durch die Routinen und die wiederkehrenden Zyklen ihre Besonderheit im Begründungsdiskurs. Im Konzept der alltäglichen Lebensführung von Holzkamp wird dies beschrieben. Die Routinisierung und Zyklizität des Alltags, die die von Jahoda (1983) beschriebene Zeitstruktur und regelmäßige Tätigkeit ausmachen, sorgen dafür, dass das Leben *weitergeht* – d.h. je ich kann vorausplanen: Damit *entlasten* Routinen und Zyklen v.a. dadurch, dass nicht jede Handlung neu begründet oder Klarheit darüber verschafft werden muss, ob die Handlung in je meinem Lebensinteresse liegt (Holzkamp, 1995). Daher kann jede Veränderung von Gewohntem vorerst anstrengen, denn nun wird das Vorausplanen ungewisser, genauso wie die neuen Handlungen (bzw. Handlungsabläufe) neu begründet und eingeübt werden müssen. D.h. es ist weder einfach nur die Zerstörung der Zeitstruktur, noch ist es bloß das Fehlen der regelmäßigen Beschäftigung, was erwerbslose Menschen in Jahodas Beobachtungen psychisch leiden ließ.

Was Jahoda in der Situation der Arbeitslosigkeit als die *Bedeutungslosigkeit von Zeiten und Terminen* beschreibt, könnte mit Schumak & Schultz (2001) beschrieben werden als einem

> typischerweise (…) permanenten Verschieben von eigentlich als wichtig erachteten Dingen auf später, da es ja nie einen Grund gibt, sie genau jetzt zu erledigen. Gleichzeitig geschieht dies aber mit einem schlechten Gewissen, da man ja genau weiß, dass sie getan werden müssen und dies auch so schnell wie möglich. Andrerseits gibt es dann in der Regel noch jede Menge andere wichtige Dinge, die besser heute als morgen erledigt würden. So kann es dazu kommen, dass Dinge nicht erledigt werden, weil es andere noch wichtigere Dinge gibt, die aber auch wieder nicht erledigt werden, weil man wieder andere noch vorher erledigen müsste usw. Als Resultat entsteht die permanente gedankliche Beschäftigung mit all dem, was noch zu tun ist, bei gleichzeitiger Lähmung, tatsächlich irgend etwas in Angriff zu nehmen. (Schumak & Schultz, 2001: 74f)

Auch wenn sich diese von Schumak & Schultz beschriebene Situation sicherlich unterscheidet von der in Marienthal um 1930, gibt es dennoch die Gemeinsamkeit aus konventionellen institutionellen Strukturen (der Erwerbstätigkeit) befreit zu sein, ohne angemessenen Ersatz gefunden zu haben[33]. D.h. wenn je ich als erwerbsloser Mensch mich durch die Loslösung von institutioneller Strukturiertheit[34] von quasi allen Handlungsmöglichkeiten ausgeschlossen fühle – weil ich es real bin oder weil ich es so deute –, dann wäre ein Gefühl der Unsicherheit bzw. der Ohnmacht ein Naheliegendes, aber keine notgedrungene Konsequenz (Bedingtheitsdiskurs). Denn Menschen können sich bewusst zu sich selbst und ihrer Situation verhalten (Möglichkeitsbeziehung). Dies ist kein deterministischer, sondern begründeter Zusammenhang. Die beschriebene Lähmung, also *Handlungs**un**fähigkeit*, ist Ausdruck eines erheblichen Grades an Ausgeliefertheit an die Verhältnisse (und damit Ausdruck menschlichen Elends). D.h. es ist für erwerbslose Menschen oftmals schwierig Routinen und Zyklen (bzw. Zeitstruktur und regelmäßige Beschäftigung) herzustellen, weil Erwerbstätigkeit die *Position* (s.o.) ist, über welche im Kapitalismus versucht wird Handlungsfähigkeit zur individuellen Existenzsicherung herzustellen. Dass Erwerbstätigkeit naheliegend ist, aber immer „gebrochen“ (Holzkamp 1983: 378f) sein wird, wurde bereits beschrieben.

33 Von der Armut ganz zu schweigen.

34 Eine eindeutige Definition des Begriffs Institution gibt es bis dato nicht (u.a. laut dem Gabler Wirtschaftslexikon). Dennoch kann aber gesagt werden, dass Institutionen eine Art Regelwerk sind, welches erzwungen oder mindestens als legitim anerkannt und gelebt wird. Eine Institution *formt, lenkt und stabilisiert das Handeln/Verhalten* von Individuen, sowie von Gruppen (Tappe & Wiegmann, 1990). So ist je mein Handeln auch für andere *erwartbar*. Dies reduziert die Unsicherheiten. Institutionen ermöglichen daher bestimmte Handlungen und verbieten andere wiederum (ebd.).

4.5. Manifeste Funktion – Verlust der Verfügung und Handlungsfähigkeit

Die Erwerbsarbeit ist „das Mittel, durch das die größte Mehrheit der Menschen ihren Lebensunterhalt verdient“ (Jahoda 1983: 136). Der gesellschaftliche Handlungsrahmen ist historisch spezifisch (siehe Unterkapitel der Kritischen Psychologie zu den Bedingungen) und in diesem Rahmen liegt die Institution Erwerbsarbeit. Diese stellt noch immer die vorherrschende Form für eine relativ selbstständige Lebensführung dar – in einer warenproduzierenden Tauschgesellschaft (Tappe & Wiegmann, 1990: 498; Unterkapitel zu Bedingungen). Erwerbstätigkeit ist, wie gesagt, *eine* Handlungsmöglichkeit, um Handlungsfähigkeit zu erlangen und damit je meine Bedürfnisse (menschenwürdig) zu befriedigen. Jahodas (1983) Schlussfolgerung, dass sich Menschen v.a. wegen der sog. latenten Funktionen nichts lieber als einen Arbeitsplatz wünschten (155), ist deshalb naheliegend, kann aus Kritisch-psychologischer Analyse jedoch nur so interpretiert werden: Was sie sich wünschen mag Erwerbsarbeit sein, aber was hinter der Erwerbsarbeit steht, ist letzten Endes Handlungsfähigkeit (Holzkamp, 1983: 243).

In den 1930ern war es zwar schwer jenseits der Erwerbsarbeit Verfügungserweiterung über die je eigenen Lebensbedingungen (bzw. »Lebensunterhalt«) wieder zu erlangen, aber es ist nicht nur so wie Jahoda (1983) beschrieb, dass sich „ohne Beschäftigung (…) die Tage [der Erwerbslosen] unendlich hin[ziehen]; Langeweile und Zeitverschwendung (…) zur Regel“ (Jahoda, 1983: 46) werden würden. *Forschen im Begründungsdiskurs heißt auch auf Versuche von Menschen zu blicken, Handlungsfähigkeit zu erlangen, anstatt sie als ausgeliefert zu sehen.* Es gab, wenn auch marginal, eine Art der Selbstorganisation, um der Hungersnot entgegen zu wirken: In den einzelnen Schrebergärten ist Potenzial zu verzeichnen, als nach der Schließung der Fabrik 1930 ein Verein zur Kaninchenzucht gegründet wird, um an Nahrungsmittel zu kommen (Müller, 2009: 11:30). Hier wurde – mit Fleisch und auch Frischgemüse – *organisiert* etwas gegen den Hunger durch die anhaltende Armut unternommen, wie der Soziologe Reinhard Müller erklärt (ebd.). Schrebergärten gab es bereits zuvor und auch Kaninchenzucht. Jedoch Kaninchenzucht vereinsmäßig, d.h. im größeren Maßstab zu organisieren, passierte in der Not als die herkömmliche Vermittlungsform in der Krise war (ebd.)[35]. D.h. jenseits der Erwerbsarbeit (und damit auch des Zwangs, i.S.d. Fremdbestimmung) gab es Initiativen, die Gestaltung der Lebensbedingungen (wieder) in die Hand zu nehmen. Das war eine Form, so ließe sich vage vermuten, aus den dominanten Restriktionen der Handlungsmöglichkeiten heraus zu treten, die aufgrund der Arbeitslosigkeit (und Wirtschaftskrise) nicht mehr funktionierten – wie Lohnarbeiten, um konsumierend die Bedürfnisse nach

35 Leider liegen mir keine Informationen vor wie die Vermittlung stattfand, also wie Vereinsmitglieder und/oder Außenstehende an die in den Schrebergärten produzierten Nahrungsmittel gelangten: tauschvermittelt gegen Geld? Aber es gab ja kaum welches; Beitragen; Teilen …

Nahrungsmitteln zu befriedigen, nun ersetzt durch Vereinstätigkeit in Gemeinschaftsgärten. Um Handlungsbehinderungen (kein Zugang zu Nahrung) zu überwinden, wurde auf alt Bekanntes zurückgegriffen (Schrebergärten, Verein, Zucht = gesellschaftliche Denk- & Handlungsmöglichkeiten). Dadurch wurde teilweise die Verfügung über die Quellen der Bedürfnisbefriedigung wieder hergestellt (Nahrungssicherung): ggf. sogar in Richtung verallgemeinerter Handlungsfähigkeit.

Die manifeste Funktion der Erwerbsarbeit wird von Jahoda (1983) von den psychischen Faktoren ausgeklammert. Es gehe den Menschen nicht um Geld in der *Quantität* (ebd.): Was Jahoda dabei jedoch übersieht ist, dass mit der sog. manifesten Funktion die individuelle Sicherung des je eigenen Lebens teilweise vermittelt wird, nämlich in Teilhabe am gesellschaftlichen – also derzeit kapitalistischen – Prozess. Es geht also wirklich nicht um Geld bzw. nicht um die manifeste Funktion an sich, sondern um die *darüber vermittelte* Teilhabe an der Verfügung über die je eigenen Lebensbedingungen. „Die Einschränkung der Handlungsfähigkeit [schließt] (…) eine Einbuße an elementarer Lebensqualität zwingend ein (…)“ (Holzkamp, 1983: 247).

5. DISKUSSION

Die Bezüge zu Marie Jahodas Analyse der Erwerbsarbeit in aktueller psychologischer Arbeitslosenforschung sind unverkennbar (Paul & Moser, 2015; Blickle, 2015; Rogge, 2013; Hollederer, 2011; Ulich, 2001; Kieselbach & Wacker, 2000). Mit der Theorie der Kritischen Psychologie habe ich versucht, die Grenzen oder Verkürzungen von Jahodas Erklärungen über die Folgen der Erwerbslosigkeit und damit auch Jahodas Bedeutungszuschreibung der Erwerbsarbeit herauszuarbeiten. Wie im letzten Teil deutlich werden sollte, haben ihre Beschreibungen einen wahren Kern auf der Erscheinungsebene. Jedoch lassen sie sich im Begründungsdiskurs eindeutiger mit Begriffen der Kritischen Psychologie (wie Handlungsfähigkeit) fassen, welche dann nämlich auch die unterschiedlichen sog. Wirkungen bei Menschen in der Arbeitslosensituation erklären. Ich bin allerdings in meiner Reinterpretation nicht auf alle latenten Funktionen eingegangen, dafür aber auf andere z.T. unausgewiesene Vorannahmen Jahodas.

Begriffe bzw. Konzepte der Kritischen Psychologie habe ich nur in ihren Ergebnissen dargestellt, jedoch nicht ihre Herleitung (über Kategorialanalysen) nachgezeichnet. Das hätte den Rahmen der vorliegenden Arbeit überschritten. Dennoch hätte es gewiss der Verständlichkeit an der einen oder anderen Stelle beigetragen. So habe ich vieles als gegeben geschildert und nicht

beschrieben wie sich bspw. die doppelte Möglichkeitsbeziehung (im Mensch-Welt-Verhältnis) mit der Menschwerdung und Vergesellschaftung historisch herausbildet. Auch habe ich den Teil zu den Bedingungen, also der gesellschaftstheoretischen Ebene der Kritischen Psychologie, nicht ausgeführt. Die Kritische Psychologie beruft sich auf Marx‘ Kritik der politischen Ökonomie. Das ist zwar wesentlich, konnte in dieser Arbeit jedoch aufgrund des Umfangs nicht ausgeführt werden, ein Verständnis wurde vorausgesetzt[36]. In dieser Arbeit haben Kritiken und Weiterentwicklungen an der Theorie Jahodas aus anderen psychologischen Bereichen kaum Raum bekommen. Bspw. wäre es auch interessant gewesen, die Handlungsrestriktionstheorie von Fryer (1986: In Paul & Moser, 2015 sowie in Hollderer, 2011) mit dem Handlungsfähigkeitsbegriff der Kritischen Psychologie zu vergleichen. Ich wollte jedoch mit dieser Arbeit den Akzent auf die Kritische Psychologie und ihrem Begriffswerkzeug legen, um Jahodas berühmten Ansatz zu betrachten.

Ich habe also die Theorie der psychischen Deprivation von Marie Jahoda (1983) sowie ihre zuvor durchgeführte Marienthal-Studie dargestellt. In ihrer Theorie versucht sie die Wirkung von Arbeitslosigkeit bei Menschen zu erklären. Dabei schreibt sie der Erwerbsarbeit bestimmte Funktionen zu. Diese habe ich ausgeführt sowie einige unausgewiesene Grundannahmen Jahodas, wie bspw. zu Bedürfnissen. Anschließend habe ich v.a. zwei Texte der Kritischen Psychologie zur Arbeitslosigkeit wiedergegeben, welche auch eine Kritik an der Psychologie im Mainstream enthalten. Die Kritik leitete über, um der Theorie der Kritischen Psychologie allgemeiner nachzugehen. Ich stellte Begriffe und Konzepte vor, die sich meiner Ansicht nach auf Jahoda beziehen lassen. Diesen Bezug mittels Kritik und Reinterpretation versuchte ich im vierten Teil: Die **Ergebnisse** werden im Folgenden in fünf Punkten resümiert.

1.) Bei Jahoda (1975; 1983) lässt sich kein eindeutiger Begriff von Bedürfnissen finden, sondern von Repräsentanten von Bedürfnissen. Die Tätigkeit für den Erwerb wird als einzige wertvolle Möglichkeit beschrieben, um die Repräsentanten von Bedürfnissen, also Jahodas fünf latente Funktionen, zu erfüllen. Dies wird aufgrund von empirisch Erhebbarem bzw. Beobachtbarem beschrieben: Die Menschen äußern ihren Wunsch nach Erwerbsarbeit und ihr Leid beim Verlust dieser (ebd.).

Aus Sicht der Kritischen Psychologie geht es jedoch um die Erlangung von Handlungsfähigkeit (Holzkamp, 1983). Das heißt es geht darum, Verfügung über die Quellen zur

36 Wobei es sehr unterschiedliche Verständnisse gibt und diese auch weiterentwickelt werden. Wie die gesellschaftstheoretischen Grundlagen der Kritischen Psychologie etwas verändert werden können, ohne die eigentliche Stoßrichtung zu verändern, zeigt bspw. Meretz (2012) in zwei Exkursen innerhalb von seinem Buch.

Bedürfnisbefriedigung zu erlangen und damit auch über die Qualität der Befriedigungsmöglichkeiten.

Zwang als Voraussetzung für Bedürfnisbefriedigung (Jahoda, 1983) ergibt nur Sinn, wenn der gesellschaftliche Handlungsrahmen dies erfordert; ich also ohne Erwerb ausgeliefert bin. Die Vermittlung über Erwerbsarbeit zur Bedürfnisbefriedigung bleibt aber durch den Verwertungsstandpunkt des Kapitals stets brüchig (Holzkamp, 1983).

2.) Jahoda (1975; 1983) *beforscht* Menschen, indem sie nach der Wirkung von Arbeitslosigkeit fragt und in typische Reaktionsformen klastert. Ihr entgeht jedoch die Mannigfaltigkeit menschlichen Handelns, dessen Begründetheit in der Welt bzw. den Lebensbedingungen liegt, welche potenziell gestaltbar sind (Holzkamp 1983; Meretz, 2012).

Für Jahoda (1983) entsteht das Leid bei Erwerbsarbeit durch die psychische Deprivation von den latenten Funktionen. Dagegen entsteht für die Kritische Psychologie das Leid aus dem Ausgeliefert-Sein an die Verhältnisse und den damit einhergehenden, begründeten Einschränkungen von Handlungsmöglichkeiten; also dem Zuwachs an erlebten Handlungsbehinderungen (Holzkamp, 1983).

3.) Es gibt den Wunsch nach Erwerbsarbeit nicht, weil es u.a. die Deprivation von den sog. kollektiven Zielen gibt; ebenso wenig existiert das Leid bei einigen erwerbslosen Menschen nicht, weil sie depriviert wären von u.a. den kollektiven Zielen – jedenfalls ist diese Ansicht verkürzt. Bei Jahoda klingen diese Ziele als gesetzt und alle Menschen würden daran teilhaben wollen – dies sogar unter dem Zwangsaspekt, dass ja das Leben-können verdient werden muss. Aus Sicht der Kritischen Psychologie wird deutlich, dass eine Teilhabe an etwas Kollektivem individuell begründet ist. Ich brauche keinen Zwang, noch sind kollektive Ziele irgendwie fest. Es geht vielmehr um die individuelle Lebenssicherung. Wie kann ich meine Existenz vorsorgend sichern? Dies geht für die Kritische Psychologie immer nur in Teilhabe am gesellschaftlichen Prozess. Aber auch dieser gesellschaftliche Prozess ist, wie gesagt, von Menschen gestaltbar.

4.) Auch bei den beiden latenten Funktionen einer regelmäßigen Beschäftigung und einer Zeitstruktur kann aus Sicht der Kritischen Psychologie gesagt werden, dass das Leid bei erwerbslosen Menschen nicht aus der psychischen Deprivation von beidem herrührt. Warum ist es für Menschen in Arbeitslosigkeit so schwer beides herzustellen? Warum Zeitstruktur und Regelmäßigkeit entlastend sind, konnte mit den Begriffen der Zyklizität und Routinisierung des Alltags begründet werden. Dies in der Situation der Arbeitslosigkeit herzustellen, fällt deswegen

schwer, weil die eigene Existenz zutiefst verunsichert werden kann und Vorsorge erst wieder in Teilhabe am gesellschaftlichen Prozess ermöglicht wird.

5.) Die sog. manifeste Funktion hat aus Sicht der Kritischen Psychologie mehr psychischen Gehalt als von Jahoda (1983) dargestellt. Denn tue je ich etwas ohne dabei Geld zu bekommen, ist dies nur problematisch in einem gesellschaftlichen Zusammenhang, wenn ich – ohne gewisse Quantitäten von Geld zu besitzen – von bestimmten Bedürfnisbefriedigungen und Daseinserfüllungen (also von Handlungsmöglichkeiten) ausgeschlossen bin. Mit der Teilhabe am gesellschaftlichen Prozess über Erwerbsarbeit wird Handlungsfähigkeit teilweise hergestellt. Dazu gehört auch die sog. manifeste Funktion: der Erwerb als Tauschmittel.

Aber, wie ein Beispiel zeigte, kann die kapitalistische Gesellschaft in Krisen geraten, wo sehr viele Menschen erwerbslos werden. Natürlich spielt Geld noch immer eine Rolle, dennoch konnte die Beschaffung von Nahrungsmitteln (bzw. bestimmte Quellen zur Bedürfnisbefriedigung) auch jenseits vom Erwerb selbst organisiert werden, was Müller (2009) über Vereinstätigkeiten in der Kaninchenzucht veranschaulicht. Dies wirft Zweifel auf Jahodas einseitige Beschreibung des psychischen Abgleitens und der Ohnmacht aufgrund der Deprivation von latenten Funktionen. Es zeigt aber den Versuch von Menschen, ihre Lebensbedingungen nach ihren Bedürfnissen und Fähigkeiten zu gestalten. Die Perspektive vom Subjekt auf die/ihre Welt zeigt dabei die Behinderungen der Handlungsfähigkeit in bestimmten Situationen.

Über die Ergebnisse des vierten Teils hinaus kann diskutiert werden, inwiefern Jahoda (1983) eher **affirmativ** gegenüber bestehenden gesellschaftlichen Strukturen denkt. Sie sieht zwar, dass Bedürfnisse auch ohne die Institution Erwerbsarbeit befriedigt werden könnten (Jahoda, 1983: 100), kann sich dies jedoch nur als rückschrittliche, „primitivere“ (Jahoda, 1983: 73) Vergesellschaftung vorstellen. Die Reformerin Jahoda bleibt also dem Grundsatz von Fichte (1797) treu, wonach das Leben-können durch die Arbeit bedingt ist. Sie plädiert daher für eine „Humanisierung der Arbeit“ (Jahoda, 1983: 104ff). Fryer (2001) schreibt würdigend, dass Jahoda aufmerksam für die „spezifischen Probleme echter Menschen in der realen Welt [war]. (…) Jahoda [versuchte] (…) die wirkliche Welt zu verstehen und zur Lösung wirklicher Probleme beizutragen“ (440). Mit der „Humanisierung der Arbeit“ meint Jahoda (1983) mehr Mitbestimmung einzuführen, um die Entfremdung der Erwerbsarbeit zu überwinden[37]. Zusätzlich stellt, wie Jahoda an anderer Stelle sagt, selbst entfremdete Erwerbsarbeit eine „ungeheure psychologische Hilfe“ für Menschen dar,

37 Dies kommt, wie Jahoda (1983) konstatiert, den „zwei menschliche[n] Grundbedürfnisse[n]“ (115) näher: zum einen die Welt bzw. Ereignisse zu *verstehen* sowie zum anderen einen gewissen Grad an *Kontrolle* über die eigene unmittelbare Umgebung zu haben (ebd.). Diese bleiben jedoch bei den latenten Funktionen unerwähnt und werden auch nur an dieser Stelle im Buch erwähnt.

dem Leben einen Sinn zu verleihen (Jahoda, 2009: 50:32). „Die Mitbestimmung“, schreibt Jahoda (1983), „bei Entscheidungsprozessen über die unmittelbare Struktur und Umgebung des Arbeitsplatzes dehnt den Spielraum für persönliche Kontrolle über Regeln und Anordnung aus“ (117). Dies kommt dem kritisch-psychologischen Konzept der Handlungsfähigkeit näher. Wichtig sei jedoch „die richtige Mischung von persönlicher und äußerer Kontrolle“ (Jahoda, 1983: 117). Damit entfernt sie sich wieder vom Handlungsfähigkeitskonzept. Im Handlungsfähigkeitskonzept geht es weniger um die Kontrolle, als vielmehr um die Verfügung der Lebensbedingungen. Holzkamp (1983) differenziert dies folgendermaßen:

> Die Teilhabe an der Verfügung (>Kontrolle<) über die gesellschaftlichen Lebensbedingungen ist (…) kein Selbstzweck, sondern wesentliche Qualität (…) individueller Bedürfnisbefriedigung und Daseinserfüllung. Wo >Kontrolle< sich als individuelles Streben verselbständigt, ist dies hingegen ein spezielles Symptom der Isolierung des Individuums von den gesellschaftlichen Verfügungsmöglichkeiten, damit Möglichkeiten der Angstüberwindung, also gerade der personalen Unfähigkeit, wirkliche Verfügung über die relevanten Lebensbedingungen, damit >menschliche< Lebensqualität zu erlangen. (Holzkamp, 1983: 243)

Es bleibt eine offene Frage, ob Mitbestimmung am Arbeitsplatz die Isolierung des Individuums von gesellschaftlichen Verfügungsmöglichkeiten letztlich aufheben kann. Für Holzkamp (1983) haben individuelle Bedürfnisbefriedigung und Daseinserfüllung noch nichts direkt mit Erwerbsarbeit zu tun. Vielmehr sind menschliche Bedürfnisbefriedigung und Daseinserfüllung im Kapitalismus über die Erwerbsarbeit vermittelt und damit immer gebrochen: „Die Teilhabe an den historisch kumulierten menschlichen Möglichkeiten der Daseinserfüllung ist gebrochen durch den Verwertungsstandpunkt des Kapitals“ (Holzkamp, 1983: 378).

Dazu, dass es im Produktionsprozess – ob mit oder ohne Mitbestimmung – nicht vorrangig um die Zufriedenheit der Menschen, sondern um *Profite* gehen muss, sagt Jahoda (1983): Es sei etwas gegen die „Produktivität als Selbstzweck (…) einzuwenden, [welche] die Lebensqualität in der Erwerbstätigkeit nur so lange als eine legitime Forderung (…) betrachte[t], wie sie der Produktivität und anderen ökonomischen Zielen dient“ (111). In einer idealen Welt, fährt Jahoda (1983) fort, würden die beiden Ziele (Produktivität und Lebensqualität) einander bestätigen und verstärken (ebd.). Was Jahodas Vorstellung einer idealen Welt ausmacht und was diese bei der Realisierung hindert, bedarf einer eigenen Betrachtung. Ebenfalls stellt sich die Frage, wie sich dieser Bruch vom Verwertungsstandpunkt des Kapitals, wie ihn Holzkamp (1983) beschrieb, aufheben lässt: Inwieweit lässt sich mit mehr Mitbestimmung am Arbeitsplatz, dem bedingungslosem Grundeinkommen oder einer postmonetären Vergesellschaftungsform die

Teilhabe an den historisch kumulierten menschlichen Möglichkeiten der Daseinserfüllung realisieren? Es kann bereits gesagt werden, dass es zumindest schwerer ist eine „ideale Welt“ auszumachen, ohne einen Begriff vom Menschen, seinen Bedürfnissen, seiner Vergesellschaftung und seinen Potenzialen zu haben[38]. Zur Ergründung der Ideale lässt sich in Analogie zur Psychologie mit Holzkamp (1983) sagen, „daß die Misere (…) nicht aus einem Zuviel, sondern einem Zuwenig an Wissenschaftlichkeit herrührt“ (Holzkamp, 1983: Klappentext).

38 Zum Thema Utopie und Kritischer Psychologie vgl. bspw. den Vortrag von S. Meretz auf dem Move-Utopia-Kongress (Juni, 2017): *kategoriale Utopietheorie* (voraussichtliche Veröffentlichung im November 2017).

Literaturverzeichnis

Arbeitslose und Abeitslosenquote (9.März 2017). Verfügbar unter: www.bpb.de/nachschlagen/zahlen-und-fakten/soziale-situation-in- deutschland/61718/arbeitslose-und-arbeitslosenquote

Blickle, G. (2015). Berufswahl und berufliche Entwicklung aus psychologischer Sicht. In K. Moser (Hrsg.), *Wirtschaftspsychologie* (S. 245-262). Berlin Heidelberg: Springer-Verlag. Doi: 10.1007/978-3-662-43576-2

Das große Wegschmeißen (13.September 2017). In WWF (World Wide Found For Nature). Verfügbar unter: http://www.wwf.de/themen-projekte/landwirtschaft/ernaehrung-konsum/das-grosse-wegschmeissen/

Duden. Stichworte: Indolent, Moral. Verfügbar unter: www.duden.de

Erckmann, G. & Zander, M. (2011). Widersprüche in Therapie und Beratung. *Contraste*, *318*, 9-11.

Ernst, K. (29. Juni 2017). *Auswertung der Kleinen Anfrage »Der deutsche Mindestlohn gemessen an der Niedriglohnschwelle und im internationalen Vergleich«*. Verfügbar unter: http://www.dielinke-sachsen-anhalt.de/aktuell/detail/kategorie/aktuell/zurueck/startseite/artikel/auswertung-der-kleinen-anfrage-der-deutsche-mindestlohn-gemessen-an-der-niedriglohnschwelle-und-im/

Fichte, J., G. (1797). *Grundlagen des Naturrechts nach Prinzipien der Wissenschaftslehre*. Jena und Leipzig: Gabler Verlag

Frederking, H. (1995). *Die Nutzbarkeit der Kritischen Psychologie nach Holzkamp und der Diskursanalyse nach Foucault als analytische Arbeitsmittel Konzeptionelle Grundsätze der psychosozialen Beratung mit Erwerbslosen am Beispiel der Solidarischen Psychosozialen Hilfe Hamburg e.V.* Verfügbar unter: http://www.spsh.de/texte/dgvt-beitrag-1996.html

Fryer, D. (2001). Marie Jahoda 1907 - 2001: Eine Würdigung. In J. Zempel, J. Bacher & K. Moser (Hrsg.), *Erwerbslosigkeit. Ursachen, Auswirkungen und Interventionen* (437-440). Opladen: Leske + Budrich.

Frese, M. (2008). *Arbeitslosigkeit: Was wir aus psychologischer Perspektive wissen und was wir tun können.* Verfügbar unter: http://www.forschungsnetzwerk.at/downloadpub/2008_frese_382.pdf

Hollderer, A. (2011). *Erwerbslosigkeit, Gesundheit und Präventionspotenziale; Ergebnisse des Mikrozensus 2005.* Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.

Holzkamp, K. (1983). *Die Grundlegung der Psychologie*. Frankfurt am Main, New York: Campus Verlag.

Holzkamp, K. (1986). »Wirkung« oder Erfahrung der Arbeitslosigkeit – Widersprüche und Perspektiven psychologischer Arbeitslosenforschung. *Forum Kritische Psychologie, 18*, 9-37.

Holzkamp, K. (1993). Was heißt "Psychologie vom Subjektstandpunkt"? : Überlegungen zu subjektwissenschaftlicher Theorienbildung. *Journal für Psychologie 1, 2*, 66-75.

Holzkamp, K. (1995). *Alltägliche Lebensführung als subjektwissenschaftlichens Grundkonzept.* Verfügbar unter: http://www.kritische-psychologie.de/files/AS_212_Klaus_Holzkamp_Lebensf%C3%Bchrung.pdf

Hunger - Verbreitung, Ursachen und Folgen (2017). Welthungerhilfe. Verfügbar unter: http://www.welthungerhilfe.de/hunger.html

Jahoda, M., Lazarsfeld, P. F. & Zeisel, H. (1975). *Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziographischer Versuch über die Wirkung langandauernder Arbeitslosigkeit. Mit einem Anhang zur Geschichte der Soziographie*. Allensbach und Bonn: Suhrkamp Verlag.

Jahoda, M. (1983). *Wie viel Arbeit braucht der Mensch? Arbeit und Arbeitslosigkeit im 20. Jahrhundert*. Weinheim Basel: Beltz Verlag.

Jahoda, M. (2009). In Kaindlstorfer, G. (Produzent), *Die Arbeitslosen von Marienthal* [Film][39]. Österreich: 3Sat. Verfügbar unter: https://www.youtube.com/watch?v=_-KJ4ks35Nk

Kieselbach, T. & Beelmann, G. (2006). Psychosoziale Risiken von Arbeitsplatzverlust und Arbeitslosigkeit. *Psychotherapeut, 51, 452-459.* doi: 10.1007/s00278-006-0515-9

Kieselbach, T. & Wacker, A. (2000). *Arbeitslosigkeit.* In Lexikon der Psychologie. Heidelberg: Spektrum Verlag. Verfügbar unter: http://www.spektrum.de/lexikon/psychologie/arbeitslosigkeit/1308

Luedtke, J. (1998). *Lebensführung in der Arbeitslosigkeit: Differentielle Problemlagen und Bewältigungsmuster*. Pfaffenweiler: Centaurus Verlag.

Markard, M. (2000). Kritische Psychologie: Methodik vom Standpunkt des Subjekts. *Forum Qualitative Sozialforschung, 1(2),* Art. 19, no page.

Markard, M. (2012). Einführung in die Kritische Psychologie. Hamburg: Argument Verlag.

Marx, K. (1975). Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Berlin: Dietz Verlag.

Marx, K. (1844). *Ökonomisch-philosophische Manuskripte*. Raleigh: Lulu Verlag.

Meretz, S. (2011). Was ist Kritische Psychologie? *Contraste, 318*, 3-5.

Meretz, S. (2012). *Die »Grundlegung der Psychologie« lesen, Einführung in das Standardwerk von Klaus Holzkamp*. Norderstedt: Books on Demand.

Mohr, G. (2011). 11 Thesen – Positionspapier des Fachbeirates Gesundheitsförderung bei Arbeitslosen. In S. Mühlpfordt, G. Mohr & P. Richter (Hrsg), Erwerbslosigkeit:

39 Das im Film enthaltene Interview mit Marie Jahoda stammt aus dem Jahre 1983.

Handlungsansätze zur Gesundheitsförderung (S. 15-34). Lengerich: Pabst Science Publishers.

Mühlpfordt, S., Mohr, G. & Richter, P. (2011). *Erwerbslosigkeit: Handlungsansätze zur Gesundheitsförderung*. Lengerich: Pabst Science Publishers.

Müller, R. (2009). In Kaindlstorfer, G. (Produzent), *Die Arbeitslosen von Marienthal* [Film]. Österreich: 3Sat. Verfügbar unter: https://www.youtube.com/watch?v=_-KJ4ks35Nk

Osterkamp, U. (1999). Zum Problem der Gesellschaftlichkeit und der Rationalität der Gefühle/ Emotionen. *Forum Kritische Psychologie, 40*, 3-49.

Paul, K., I. & Moser, K. (2015). Arbeitslosigkeit. In K. Moser (Hrsg.), *Wirtschaftspsychologie* (S. 263-281). Berlin Heidelberg: Springer-Verlag. Doi: 10.1007/978-3-662-43576-2

Rogge, B. (2013). *Wie uns Arbeitslosigkeit unter die Haut geht, Identitätsprozess und psychische Gesundheit bei Statuswechsel.* Konstanz und München: UVK Verlagsgesellschaft.

Schmidt, K. & Becker, J. (keine Jahresangabe). Gablers Wirtschaftslexikon; Stichwort: Arbeitslose. In Springer Gabler Verlag (Hsg.). Verfügbar unter: http://wirtschaftslexikon.gabler.de/

Schumak, R. & Schultz, C. (2001). Arbeitslosigkeit – ein „psychologisches“ Thema? *Forum Kritische Psychologie, 43*, 59-76.

Sedmak, C. (2009). Menschenwürdige Arbeitslosigkeit. »Decency« und Arbeitsmarkt. In T. Böhler, O. Neumaier, G. Schweiger, C. Sedmak (Hrsg.), *Menschenwürdiges Arbeiten* (S. 133-192). Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.

Tappe, U. & Wiegmann, U. (1990). Institution. In S. Grubitzsch, G. Rexilius (Hrsg.). *Psychologische Grundbegriffe, Mensch und Gesellschaft in der Psychologie. Ein Handbuch*. Hamburg: Rowohlts Verlag.

Theacher, M. (1987). Verfügbar unter: http://www.margaretthatcher.org/document/106689

Ulich, E. (2001). *Arbeitspsychologie.* Zürich: vdf Hochschulverlag und Stuttgart: Schäffer-Poeschel Verlag.

Wacker, A. (2001). Marienthal und die sozialwissenschaftliche Arbeitslosenforschung – ein historischer Rück- und Ausblick. In J. Zempel, J. Bacher & K. Moser (Hrsg.), *Erwerbslosigkeit. Ursachen, Auswirkungen und Interventionen* (397-414). Opladen: Leske + Budrich.

Abbildungsverzeichnis

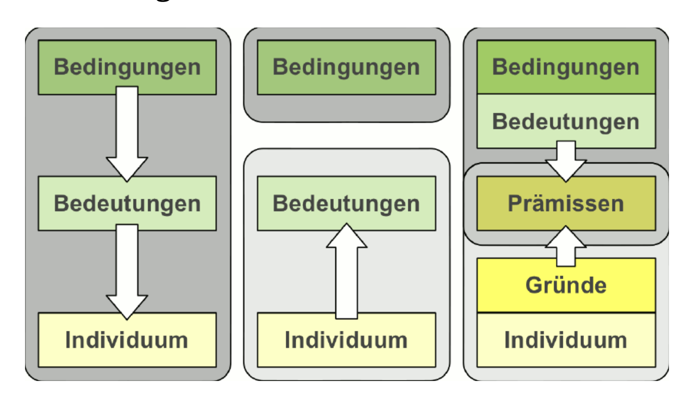


Abbildung 1. Drei Ansätze: variablenpsychologischer, subjektivistischer und Kritisch-psychologischer. Aus: Meretz, S. (2012). *Die »Grundlegung der Psychologie« lesen, Einführung in das Standardwerk von Klaus Holzkamp*. Norderstedt: Books on Demand. S.130.

Eidesstattliche Erklärung

Hiermit versichere ich, dass ich die vorgelegte Arbeit selbstständig, ohne unerlaubte Hilfe verfasst habe und keine anderen als die angegebenen Quellen und Hilfsmittel verwendet, sowie sämtliche Zitate kenntlich gemacht habe.
Die Arbeit ist in keiner früheren Bachelorprüfung eingereicht, angenommen oder abgelehnt worden.

Stendal, September 2017 ____________________________

Tilman Wendelin J. Alder